This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

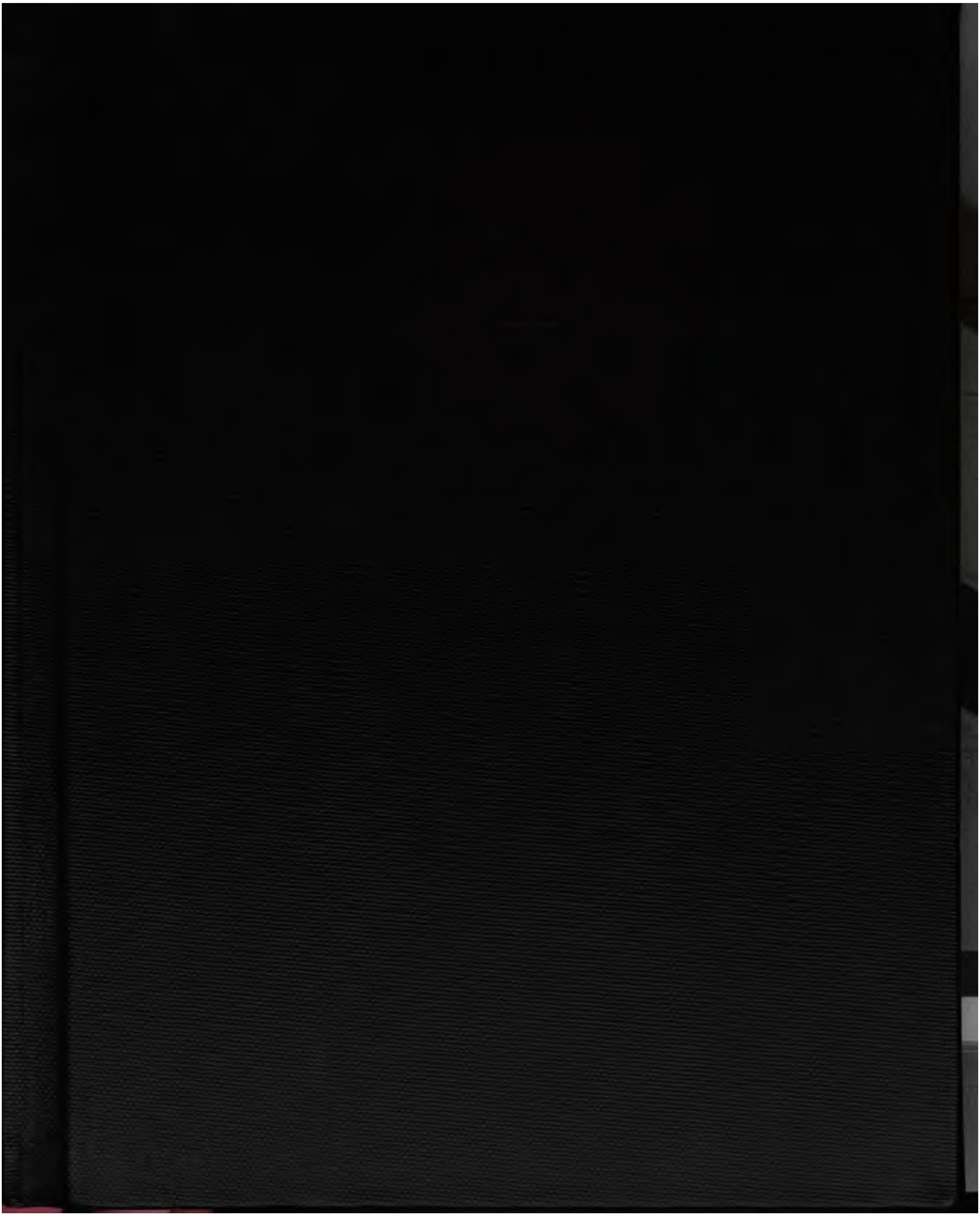
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

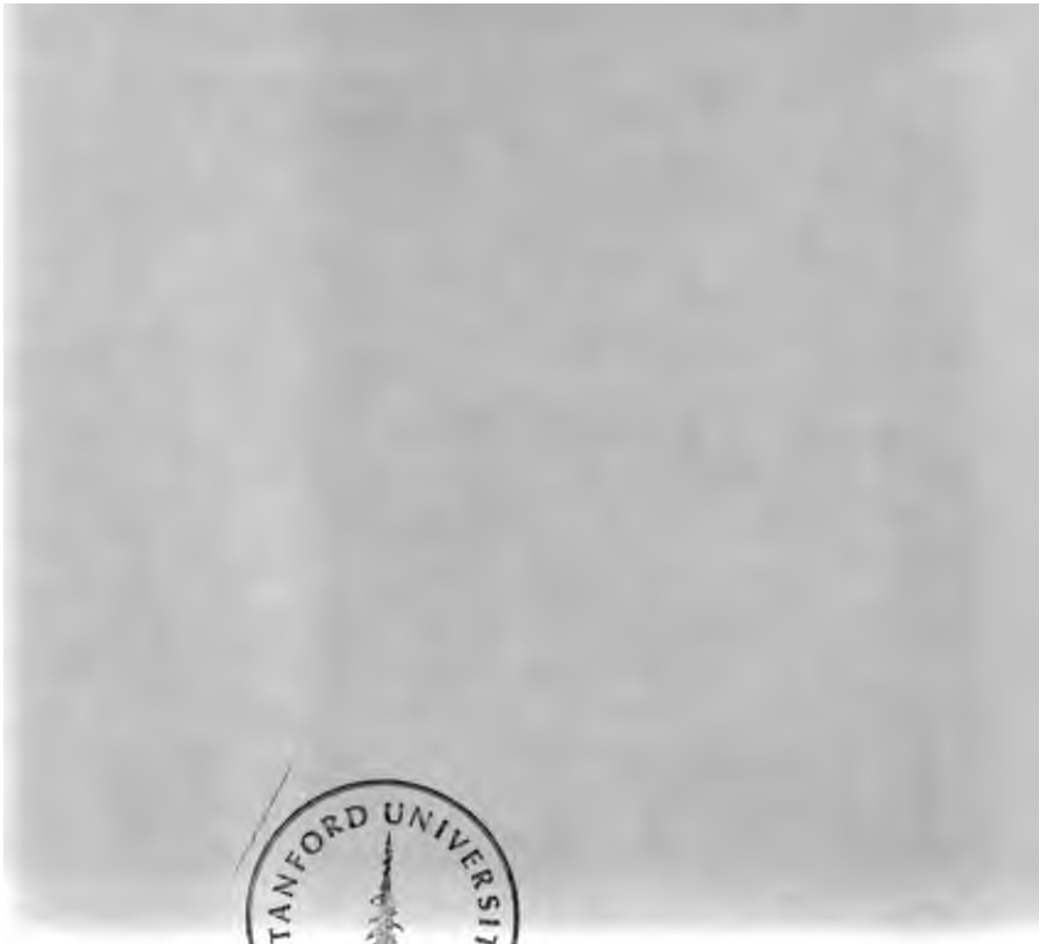
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

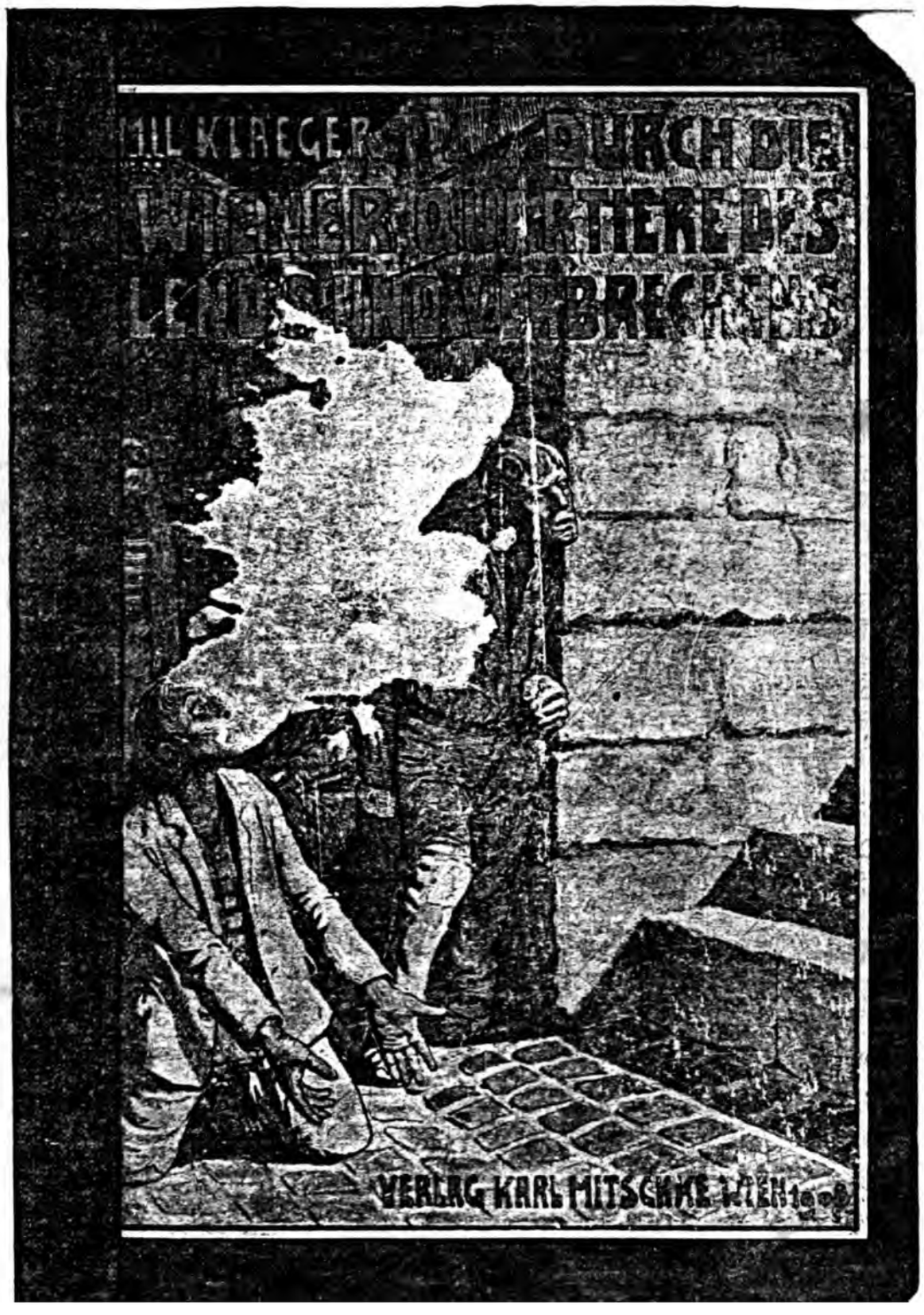
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES


DURCH DIE
VERLAG KARL MITSCHKE WIEN

Emil Kläger

Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens.

Ein Wanderbuch aus dem Jenseits.

Von

Emil Kläger.

Mit einem Vorwort von Regierungsrat
Prof. Dr. Friedrich Umlauft.

Illustrationen nach Original-
Photographien von
Gerichtssekretär
Hermann Drawe.

Verlag von Karl Mitschke
Wien 1908.

Copied from
Stanford University
Libraries Materials

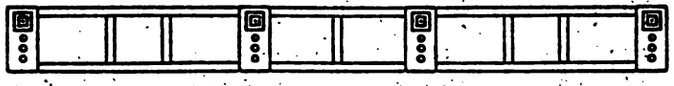
Nachdruck verboten.

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht und das der „Wiener Urania“ zustehende Aufführungsrecht vorbehalten.

Meiner Mutter Caroline Kläger

in treuer Liebe.

1.—10. Tausend.



Bei dem vorliegenden Buche ist die Wiener Urania Pate gestanden. Sein Inhalt hat in knapper Fassung den Stoff zu einem Lichtbildervortrage: „Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens“ geliefert, der nach fast dreihundertmaliger Wiederholung noch heute auf dem Repertoire steht. Wenn ein einfacher Vortrag gleich einem Zugstücke ersten Ranges auf einer großen Bühne Tausende und Abertausende ergreift und fesselt und durch zwei Jahre ungeschwächt seine Anziehungskraft ausübt, so bedarf dies für diejenigen, welche ihn noch nicht kennen, der Erklärung.

Unsere von krassem Materialismus beherrschte Zeit hat doch auch eine schönere Seite, welche an der höheren Wertschätzung des Individuums und in gesteigertem Mitgefühl mit den Stiefkindern des Schicksals zum Ausdruck kommt. Ihnen, die sich von der Gesellschaft verstoßen fühlen oder in ohnmächtigem Trotze sich selbst ausgestoßen haben und nun in menschenunwürdigem Elend schmachten,

ist der genannte Vortrag gewidmet. Muß schon solch trauriges Geschick überhaupt jedem, der zu den Glücklicheren zählt, nahe gehen, so erschüttert es noch viel tiefer, wenn wir es in unserer unmittelbarsten Nachbarschaft sehen. Klägers Vortrag enthüllt uns lebendige Gegenwart an Ort und Zeit. Er führt uns zu all den Stätten, welche die Obdachlosen mit oft merkwürdiger Findigkeit zum Nachtquartiere sich erwählen, zu den Sammelkanälen an der Donau und der Wien, den Aubusch des Praters, in glühendheiße Ziegelöfen an der Peripherie der Stadt, zu den öffentlichen Wärmestuben; die in den Massenquartieren Nächtigenden stehen schon auf einer höheren sozialen Stufe. Scharf treffen in der Großstadt die Kontraste aufeinander, wo sich hart neben oder unter den Wohnungen der Reichen, der Sorglosen, der Vergnügten die Quartiere des Elends finden.

Es sind die düstersten Bilder verlorenen Menschentums, die uns in Klägers Vortrag vor die Augen gerückt werden. Und es geschieht dies mit hinreißendem Temperament und geistvoller Kraft, ja vielfach in der dramatischen Form des Dialogs. Daher die tief ergreifende Wirkung.

Das Buch, welches nun dem Vortrage folgt, gilt demselben Stoffe, den er weitausgreifend umfaßt, voll psychologischer Feinarbeit und plastischer Charakteristik.

Wenn es uns ebenfalls mächtig ans Herz greift, unsere Nerven gewaltig aufpeitscht, so will es sich aber

damit allein nicht zufrieden geben. Es wendet sich noch vielmehr an alle diejenigen, denen es Pflicht oder Mitgefühl zur Aufgabe machen, sich der Elenden zu erinnern, ihre Lebenslast zu erleichtern, ihr Leid zu mildern. Indem es das Schrecklich-Traurige, das sich tagtäglich mitten unter uns vollzieht, ehrlich aufdeckt, weist es wohl so manchem den Weg, den er nun in dem Wunsche zu helfen beschreiten soll und bisher vielleicht wegen mangelnden Einblicks in die Verhältnisse verfehlt hat.

In Emil Kläger aber haben wir wohl ein starkes, aufsteigendes Talent zu begrüßen, das zum erstenmale mit Blitz und Ungewitter auf den Plan tritt, in seinem Sturm und Drang aber den Kern einer Zukunft in sich trägt.

Prof. Dr. Fr. Umlauft.

Dieſes Buch iſt den Elenden gewidmet, den Verdammten der Geſellſchaft, den Lumpen von Schickſals Gnaden.

Es iſt nicht von den fleißigen, zögernden Händen des Gelehrten gefügt und meidet die kahlen Wege der Theorie, die in die toten Unendlichkeiten papierner Reflexionen münden. Es bringt Wirklichkeiten von heute und geſtern, lebendiges Leid, das beſteht und phyſiſchen Jammer rund um die fortſchrittstrunkene, prahleriſche Hochkultur der Großſtadt.

Sehet Menſchen, von Hunger gewürgt, von Krankheit verdorben, die im Kote nächtigen. Männer und Weiber in fliegenden Lumpen, gehetzt durch unſere blanken Straßen, deren Reichtum ſie beſudeln könnten, hinabgedrängt in die Kloaken und auch dort noch verfolgt von der Wut unſerer Ordentlichkeit.

Ihre Liebe iſt das Brot. Ihr Ehrgeiz ein Lager für die Nacht, ihr Haß aber die ſatte Geſellſchaft.

Alle, die das Leben verhärtet hat, mögen aufhorchen. Und auch jene, die ſich kämpfend einen guten Platz erſiegt haben, ſollen hören, von den Tauſenden, deren wir uns

entledigt haben, von denen, die wir täglich zu Besserungszwecken der Verzweiflung übergeben.

Oh, wir haben auch mit ihnen gerechnet. Wir haben ihren Sündenstand gewogen. Ihr Maß ist voll.

Aber höret und habt den Mut zur Gerechtigkeit, ruft das Gesetz zu Hilfe, wenn ihr nicht betäubt seid von dieses Unglücks Grauen. Greift zur Abwehr nach dem geaichten Requisite der Tugendsamen, der Moral. Wie gering und lächerlich klein ist dieses kluge Ungeheuer, gemessen an dem ragenden menschlichen Unglück. Sein alles erstarrender Atem verdirbt an dem lodernden Leben. Naturinstinkte höhnen diesen Moloch, der mit schielenden Schulmeisteraugen in dem Prachtgarten menschlicher Sehnsucht hockt.

Dieses Buch ist den Elenden gewidmet. Vor ihrem Kreuz mich neigend, tief ergriffen und im Gefühl der Schuldbeladenheit. Den Gewinn der Monate, die ich unter ihnen gehaust, vermag ich nur dürftig in diesen Skizzen wiederzugeben.

Just ein paar grelle Töne aus der Symphonie ihres Unglücks, der ich, krank vor Ekel und Entsetzen, in fürchterlichen Nächten gelauscht. Sind nur ein paar Griffe in den Bodensatz unseres Lebens, der heimlich und ängstlich verhüllt dahinzieht unter den Wunderwerken und Prächten unserer Kultur . . .

Ein Nachtſtück.

Es knallte, und die Leute auf der Straße vergaßen ihren Weg und liefen. Jemand hatte gerufen: Da hat ſich einer erſchoſſen. Und alle liefen hin, als könnte man dort billig kaufen.

Stießen ſich die Leute ſo und tummelten ſich, weil ſie ein Schickſal erfahren wollten?

Ein Kutſcher und noch einer hoben ihn auf, der tot war. Sie hielten ihn an den Aermeln feſt und ſahen ihm haſtig ins Geſicht. Da wurden ihre neugierigen Blicke ernſt. Das Geſicht war verzogen und gelblich glänzend, und halberſtarrtes Blut lag wie ein rotes Siegel auf dem offenen Mund.

Ueberall ſtauten ſich die Paſſanten, fragten und ſtritten. Sie ſchauten einander über die Achſeln auf die Leiche, die ſchwarz gekleidet war wie zu einer Antritts- oder Abſchiedsviſite.

Ich ſtand mitten unter ihnen auf dem engen Plateau der Straße und ſah erſchreckt nach dem Leichnam, der jetzt mit emporgehobenem Geſichte dalag, als wollte er nach der Sonne ſehen: Das war Franz Licht, mein ehemaliger

Schulkamerad. Ich fühlte, wie sich mit einemmale ein Bann auf mich legte und mich festhielt und das atemlose grauendurchbebte Staunen, das mich umgab, sich auch meiner bemächtigte.

Aber nur Sekunden währte die Erstarrung der Menschen, die sich in der Jagd der Straße zusammengeballt hatten. Ein Wachmann erschien, hielt die Hand am Säbel und schrie. Eine Decke wurde über die Leiche geworfen und ein paar Augenblicke später floß der Menschenknäuel auseinander und eine Welle eilenden Lebens fegte über den Platz hinweg . . .

Am nächsten Morgen las ich in den Tageszeitungen: Selbstmord eines Studenten. „In der Alserbachstraße nächst dem Althanplatze ereignete sich gestern kurz nach Mittag ein Aufsehen erregender Vorfall. Der 23jährige Student Franz L. entleibte sich auf offener Straße durch einen Revolverschuß. Der Tod war sofort eingetreten. L., der aus wohlhabendem Hause stammt, hatte in den letzten Jahren seine Studien vernachlässigt und sich mit seinen Eltern überworfen. Er sank immer tiefer, war zuletzt unterstandslos und verwahrloste derart, daß er in Kanälen und Massenquartieren Unterschlupf suchen mußte. Gestern erschien er bei einem ehemaligen Schulkameraden und entlieh von ihm einen schwarzen Anzug, den er angeblich brauchte, um sich bei einer Firma vorzustellen. Ob er sich wirklich um einen Posten bekümmert hat, ist unbekannt. Als er sich tötete, trug er die geborgten Kleider."

Nun blieb kein Zweifel. Der Tote von der Straße war Franz Licht, der Verlorene, Verfemte. Diese vorausgefühlte Tatsache überfiel mich dennoch jäh. Und vor mir

ſtiegen mit wunderbarer Lebendigkeit die Szenen einer Nacht auf, die ich ein paar Wochen vorher durchlebt hatte.

— — — — — — — — — — —

Es war eines Abends in der Brigittenau. Nach Mitternacht. Die Straßen lagen dunkel und tot. Ganz öde war der Stadtteil, ſchien in ſich verſunken zu ſchlafen, wie die Armut ſchläft: in einem Krampf der Erſchöpfung. Lautlos . . .

Ich bummelte langſam an dieſen Häuſerblocks vorbei, deren Faſſaden ausſehen, wie die Toilette einer Arbeitsfrau, die hier hauſt. Ein Kleid aus billigſtem, grobem Stoff, abgeſchoſſen und geflickt, aber hier und dort ein grelles Band und eine Broſche aus Talmigold.

Und doch ſchienen mir die Faſſaden noch das Beſte an dieſen Häuſern. Hier haben ſich die Beſitzer wohl aus Anſtandsgründen zuſammengenommen, um den Jammer im Innern nicht zu verraten. Darum ſind dieſe Faſſaden aufgezogen vor den Häuſern der Not.

Aber es nützt nichts. Wie mutlos und innerlich krank ſtehen die Gebäude da, müde, als ob ſie ſich kaum aufrecht erhalten könnten. Durch die Poren ihrer Wände ſickert es durch. Etwas Unſagbares, Häßliches. Man hat das Gefühl, daß durch die Mauern Fäulnis ſchleicht und kriecht und die Faſſade trübſelig macht.

Ohne einen Menſchen zu begegnen, gelang ich in die Wallenſteinſtraße. An Dutzenden Geſchäften vorüber, deren Schilder ſich in bunten Farben zu überſchreien ſuchen, deren Portale ſchlecht paſſen. Ich muß daran denken, daß nirgends ſo viel Geſchäfte für Lebensmittel ſo dicht neben-

einander ſtehen, wie hier, wo den Leuten die Mittel zum Leben fehlen.

Bei der Brigittabrücke ſteht ein Wachmann. Unter der Lampe vor der Türe eines Nachtcafés. Bewegungslos. Helm und Säbel des kleinen gutgewachſenen Mannes funkeln in dem gelblichen Licht. In dieſer Umgebung wirkt die freundliche, vorne in einem Spitzbauch zulaufende Figur faſt vornehm glänzend.

Vor ihm die Brücke iſt leer und unheimlich ſtill. Die Laternen beim Ein- und Ausgang brennen, von einem heftigen Wind bewegt, unruhig und düſter. Ihr ſpärliches Licht fällt in kleinen glänzenden Tropfen auf das Waſſer des Donaukanals, das ſich grauſchwarz und träge fortſchiebt und die kleinen Lichttropfen mit dunklen Bewegungen einſchluckt. . . .

Ringsum war niemand zu ſehen. Erſt als ich mich der Brücke näherte, erblickte ich einen Menſchen. Er kam aus einer Nebengaſſe. Mit eingebogenen Knien ſtolperte er vorwärts. Der magere Körper, der ſchwankte wie ein Rohr, an deſſen Ende ein ſchwerer Gegenſtand befeſtigt iſt, verſank förmlich in den Beinen. Die Arme baumelten ſchwer hin und her und ſeine Blicke glitten den Boden entlang. Stoßweiſe taumelnd ging er. Nach ein paar Schritten blieb er immer ſtehen, wie wenn er ſich im Gleichgewichte ſammeln wollte. Dann ſank ſein Kopf für einige Sekunden herab, als ſuche er tiefe Ruhe. Der kalte Wind aber, der irgendwo aufſprang, fiel dem Menſchen in den Rücken, und er ſetzte gleich darauf ſeinen Weg fort.

Jetzt näherte er ſich dem Wachmann. In ſchnurgerader Richtung, mit gebeugtem Kopfe, torkelte er auf

ihn zu, als ob er ihm in die Arme eilen wollte. Der Polizist drehte sich langsam stampfend wie eine Wetterfahne auf den Fersen herum. Ihn fror und er verband das Angenehme der Bewegung mit dem Nützlichen der Wachsamkeit.

Etwa drei Schritte vor ihm blieb der Mensch im Lichtbereiche der elektrischen Lampen stehen. Er bäumte sich nach rückwärts, hob den Kopf und sah den Polizisten vor sich stehen. Einen Augenblick noch pendelte er hin und her, als ob er sich an die überraschende Erscheinung erst gewöhnen müßte.

Dann schrie er plötzlich mit aller Kraft: „Ein Wachmann!... Ein Wachmann! Ich habe einen Fund gemacht... Ein Wachmann!" Es war ein greller, gewaltsamer Ton, in den sich ein übermütiger Jubel mischte. Der Wachmann zuckte zusammen und sah den Mann verdutzt an, der an ihn heranstaumelte und ihn mit den Schultern stieß. Mit komischem Erstaunen sah er drein, während er instinktmäßig seinen Körper dienstlich straff hielt.

„Herr Wachmann," rief der andere und zitterte dabei vor Kälte, „ich habe nur eine Bitte... nur eine Bitte... was liegt Ihnen daran... verrichten Sie eine Heldentat. Lieber 321er, retten Sie ein Menschenleben!"

„Was wollen's denn?" fragte der Wachmann, der nicht verstand, unsicher.

„Ach," rief der Mann und preßte die Arme vor die Brust, wie wenn er einen inneren Schmerz zu erdrücken wünschte. „Herr Wachmann... im Namen des Staates... im Namen der Gesellschaft... retten Sie mich. Ich gehe zugrunde."

Er ſchloß mit einem wilden, höhniſchen Schrei, der wie ein tolles Gelächter klang.

„Gehn's Ihren Weg fort," ſagte der Wachmann ruhig und amtlich.

„Nein.. nein," fuhr der andere, den Kopf ſchüttelnd und unbeirrt deklamierend, fort, „die Gerechtigkeit, die Humanität iſt nicht tot... haha ſie ſchläft nicht einmal... Sie vertreten ſie ja auch noch nach Mitternacht. Herr Wachmann, ſoll ich mich in die Donau ſtürzen, damit Sie mich retten? Soll ich es tun? Nein. O nein, ich werde Sie nicht inkommodieren! Ich weiß zwar aus den illuſtrierten Blättern, daß ſie ein mutiges Herz haben und gut ſchwimmen können... Schau'n Sie... ich ſchone Sie. Bleiben Sie trocken und retten Sie mich!" Und ſchmeichelnd nahm er den verblüfften Schutzmann um die Mitte und ſprach in unnatürlichem, komiſch wirkendem Baß weiter: „Es iſt doch ſo leicht. Herr Wachmann... ſo leicht... eine Kleinigkeit! Sie brauchen mir nur, ja ſie brauchen mir nur meinen verlorenen Halt wiederzugeben. Ich habe ihn in dieſem Bezirk verloren!" ſchrie er wieder. „Sie ſind zuſtändig, Herr Wachmann."

„Gehn's Ihren Weg fort," wiederholte der Wachmann zornig und da er mich in einiger Entfernung ſtehen ſah, fügte er hinzu: „Machen's kein Aufſehen."

„Gut, ich gehe meinen Weg fort. Aber wiſſen Sie, das geht Sie gar nichts an... Sie ſagen doch ſelbſt, daß das mein Weg iſt, mein eigener Weg. Aber ſchrecklich, ſchrecklich! Sie ſind, ich geſtehe es Ihnen offen, der letzte Strohhalm, an den ich mich geklammert habe... aber macht nichts... leben Sie wohl! auf Wiederſehen . . . Gott erleuchte Sie

und es wird mich freuen zu hören, daß Sie Inſpektor geworden ſind."

Bei den letzten Worten machte er eine majeſtätiſche Handbewegung und entfernte ſich dann mit ſchweren, tappenden Schritten zu mir herüber. Ich ließ ihn an mich herankommen.

„Pardon, würden Sie mir nicht ſagen, wo ich da am beſten nach Hauſe gehe?" Er ſprach jetzt in ruhigem Ton mit der dunklen, dicken Unterſtimme, die von vielem Alkoholgenuſſe zeugte. Sein Geſicht konnte ich nicht ſehen, aber an ſeinen unſicheren, taſtenden Wendungen ſah ich, daß er betrunken war.

„Ja, wo wohnen Sie denn?" gab ich zurück.

Er lachte auf, ſchrill und unangenehm und fuhr mit den Händen in die Luft. „Ja, wenn ich eine Wohnung hätte . . ." Die Art dieſes Lachens, ſo verdorben der Ton auch klang, kam mir mit einemmale bekannt vor. Ich neigte mich vor und ſah dem Menſchen ins Geſicht.

„Um Gottes willen, Franz!" entfuhr es mir.

„Wer . . . Wer iſt das?" kam es weinerlich zurück. Seine Blicke umfaßten mich raſch und ſaugten ſich förmlich an mir feſt. — —

Der Mann war Franz Licht. Dieſes einzigartige hämiſche Lachen rief ihn ſofort in meine Erinnerung. Dieſes Lachen, das mit Gift durchtränkt und doch voll unterdrückter Trauer war.

„Franz . . . Franz . . . ," ſtammelte ich faſſungslos. Ich hatte ſeine Hände gefaßt, die er mir ſcheu entgegenſtreckte. Kalte, feuchte Hände, hart und furchig. Auch er hatte mich erkannt und war tief ergriffen. Wortlos gingen wir,

einander im Arme hängend, eine Seitengaſſe hinab und blieben vor einem kleinen Wirtshauſe ſtehen. Dort zog ich Franz hinein.

Wir treten ein. Durch das weindunſtige Schanklokal, wo rohgezimmerte Tiſche und Bänke ſtehen und als einzige Gäſte drei halbbetrunkene Männer ſitzen, die mit dem Kellner, einem verwahrloſt ausſehenden Burſchen, Karten ſpielen. Jeden Moment klatſcht eine Karte mit einer Art feindſeliger Wucht auf den Tiſch, begleitet von gurgelnden, kreiſchenden Lauten. Die Köpfe ſenken ſich tiefer, und gleich darauf dröhnt ein neuer Schlag. Die Leute ſpielten, als ob ſie mit Meſſern nach einander ſtechen würden . . .

Ich ging voraus in das dunkle Extrazimmer, das durch einen Holzverſchlag vom Schanklokale abgeteilt war. Franz folgte mir unſichern Schrittes. Der Kellner ſprang uns nach, als ob er uns in flagranti ertappen wollte. Er machte Licht und muſterte uns mit mißtrauiſchen Blicken. Ich beſtellte Glühwein und bezahlte ſofort, um ſeine aufgeregte Phantaſie zu beruhigen.

Franz legte ſich in die Bank zurück, ließ den Kopf nach rückwärts hängen und ſchloß die Augen. Er ſprach kein Wort. Ich ſah nun genau ſeinen elenden Anzug, ſeine vor Schmutz graue Wäſche, und ich ſuchte in den ſchlaffen, verſchrumpften Zügen lange vergeblich meinen ehemaligen Jugendgeſpielen . . .

Ich rechnete nach. Es waren fünf Jahre her, als ich ihn zum letztenmale ſah. Er hatte gerade maturiert und war damals eben achtzehn. Ein vollblütiger, kraftſtrotzender Burſch. Er hatte einen ſchönen, ſtolzen Kopf, eine granitene ſtarke Stirne und vor allem Augen, in denen Kapital lag.

Das ganze Antlitz war wie illuminiert durch ihre ernste, tiefe Schönheit.

Er war nicht sehr beliebt. Seine Begabung stellte die Kollegen stark in den Schatten und fast alle fühlten sich in seiner Gesellschaft unterdrückt. Dazu war ihm eine etwas gewalttätige Art eigen. Ich hatte ihn sehr lieb, ohne mit ihm eigentlich befreundet zu sein. Er atmete Frische und eine unbändige Gesundheit und betrachtete die Dinge so originell und scharf, daß er oft verblüffte. Sein Vater, ein Kanzleidirektor in einem großen Kreditinstitut, lebte in glänzenden Verhältnissen und hielt ihn keineswegs knapp. Mir war an ihm oft eine Neigung zur Frivolität aufgefallen, die eine hämische Linie durch sein offenes Gesicht zog und mir mißfiel. Alles was Autorität hieß, flegelte er mit Vorliebe an und freute sich dann mit übermütigen Augen an den erschrockenen Gesichtern seiner Zuhörer.

Er hatte einmal einen alten Violinlehrer, ein kleines zappeliges Männchen, dessen dünne Beinchen nie stillstanden und der mit stets ängstlichen Blicken alles, was sich ihm näherte, mit komisch kreisenden Augen betrachtete. Der sagte mir einmal ganz erhitzt: „Wissen Sie, Herr Franz ist außerordentlich begabt. Aber geben Sie acht, es gefällt mir etwas nicht an ihm. Er kommt entweder sehr hoch hinauf oder sehr tief herunter. Sie werden sehen". Er begleitete diese von prophetischen Mitmenschen sehr häufig gebrauchte Phrase mit einem nachdenklichen Kopfschütteln.

Ich erzählte später Franz von dieser Aeußerung und wir lachten gemeinsam darüber. — —

Der Kellner kam und unterbrach mich im Nachsinnen.

Minutenlang ſchon ſaßen wir einander gegenüber. Franz rührte ſich nicht. Ich faßte leicht ſeinen Arm.

„Nicht wahr . . . Sie werden mich nicht quälen?“ ſagte er matt, ohne die Augen zu heben.

„Aber, Franz, was fällt dir ein. Ueberhaupt wir ſind doch auf du und du. Alte Kameraden,“ erwiderte ich mit überlauter Lebhaftigkeit.

„Wenn du willſt . . aber nicht wahr . . du wirſt keine große Rechtfertigung von mir verlangen . . ſo eine Bilanz. Ich könnte es auch gar nicht . . Alles iſt ſo wirr in meinem Schädel aufgehäuft dieſe letzten paar Jahre . . Ich habe ja auch mit mir nie gerechnet.“

Und wieder verſtrichen Minuten, die ſich langſam und unendlich dehnten durch das peinigende Schweigen. Wir beide ſuchten insgeheim nach einem gleichgültigen Stoff und konnten keine Brücke finden. Und beide verbargen wir unſere Erſchütterung, ſuchten uns zu verſtecken vor dem Anſchauen des blanken Unglücks, das Franz wohl vor mir ausbreiten mußte. Aber je länger dieſes Warten und Zagen währte, deſto erregter wurde er.

Und ganz unvermittelt begann er plötzlich zu ſprechen. Zuerſt ganz ſtill. Er raiſonnierte mit ſich ſelbſt, während er mit pedantiſcher Genauigkeit von ſeinen letzten Jahren erzählte. Im Anfange war da nichts Merkwürdiges. Die Geſchichte des verlumpten Studenten: ein paar Jahre Bummeln, Schulden, Exzeſſe und ſchließlich der Bruch mit der Familie, und damit der Sturz ins Bodenloſe . . . Hier wurde er lebhaft. Ganz durchglüht war ſeine Rede, wie von innerem Fieber. Selbſtironie, Zorn und Reſignation wechſelten darin in einem fort.

„Und kaum hatte ich mich losgelöst, da fühlte ich mich stark und frei. Der ganze Rummel vorher versank vor mir, während ich lächelte. Nun war ich ganz selbst der Herr meines Lebens, das ich mir auferbauen wollte nach meinem Willen und Geschmack. Und aus dem Nichts .. Ach, wie viel kalte Sicherheit man da übrig hat. Wie du da willst, daß der Sturm nur zum Orkan anwachse. Hei! Und du stehst dann, deine junge Brust gegen ihn gestemmt, daß er aufheulend an ihr zerbricht. Dein bester Traum sind die wachsenden Hindernisse, deine Sehnsucht die hemmenden Bleigewichte, die sich als schlimme Zufälle an dich hängen und die du triumphierend zu zertreten wünschest."

„Zum Studium bin ich natürlich nicht zurückgekehrt. Daran waren meine Kollegen schuld. Wie ich sie sah, waren sie meist nichts anderes als verdorbene Kinder. Verdorben durch ein bißchen skeptische Wissenschaft. Sie haben nichts gemein mit den reifen Sachen, mit denen sie sich die Taschen vollstopfen und mit denen sie protzig klimpern. Siehst du sie am Kaffeehaustische sitzen, dann sprechen sie mit der Würde und dem Temperamente von Menschen, die den Staat, die Kunst oder sonst etwas Wichtiges zu retten beabsichtigen . . . Ich mußte dann immer daran denken, wohin denn der Strom erlösender Entschließungen wohl mündet, der alltäglich hier entspringt . . . Mir graute vor der Mittelmäßigkeit, die die Wege zur Forschung besetzt hielt und mit der skrupellosen Geschäftlichkeit von Handlungskommis vorwärts drängte. Die Wissenschaft erschien mir entehrt durch die illusionslose, stellenhungrige Meute."

„Nach der Entzweiung mit meinen Eltern sperrte ich mich tagelang in die kleine Stube ein, die ich mir

gemietet hatte. Bei herabgelaſſenen Jalouſien lag ich auf dem Divan und entwarf mir einen Lebensplan. Wenn ich ausging, war ich faſt hochmütig. Ich wollte, daß man mir anſehe, daß ich den Mut hatte, mein Schickſal herauszufordern. Ich fing an, mich gegen Dienſtperſonen in kollegialer Freundlichkeit zu betragen, denn ich ſah in ihnen lauter Selfmademen . . . Meine geringen Mittel nahmen natürlich raſch ab, obwohl ich ſtolz wie ein König in der Volksküche aß. Meine Tage verfloſſen ganz und gar in Betrachtungen. Ich tat nichts, ſondern verbrachte meine Zeit auf der Straße, in öffentlichen Gärten oder überall dort, wo ſich etwas ereignete. Obwohl ich meine Bedürfniſſe auf das Minimum reduzieren mußte, fühlte ich mich unendlich glücklich. Ich genoß meine Faulenzerei, koſtete ſie aus wie ein Geizhals, der darauf ſieht, daß jeder Heller nützlich angelegt iſt. Die ganze Welt war für mich voll von Wundern. Ich vermeinte, die ſelbſtverſtändlichſten Dinge zum erſtenmal zu ſehen."

„Daß ich niemandem Rede zu ſtehen brauchte, entzückte mich und ich ſah ſie mit den Augen des künftigen Beſitzers und Siegers . . . Ich zog abſichtlich meine ſchlechteſten Kleider an und trug die Armut wie ein Theaterkleid. Und als ich die letzte Banknote wechſelte, da deklamierte ich mir vor: An deinem Himmel hängt noch eine Geige, herunter mit ihr! Ich meinte damit meine Violine und kam mir wie ein Held vor, da ich den Entſchluß faßte, mir gemeinſam mit einem muſizierenden Bettler in den Höfen meinen Unterhalt zu erſpielen . . . Ach, ich war ſo köſtlich albern, wollte mich nur recht verkleinern, um dann empor zu ſteigen vor dem verblüfften Publikum, vor den giftigen

Nachbarn, vor den Freunden, die mich freudig verloren gegeben hatten . . ."

„Es wurde nichts. Ganz eingesponnen von fantastischen Plänen lebte ich in meinen wirren Träumen. Und als ich sie durchgenossen hatte bis in das geringste Detail, da hatte ich sie satt und war müde. Und ich fand mit einemmale meine kleine nackte Stube unerträglich. Ich sehnte mich hinaus . . . hinaus, fürchtete das Alleinsein und blieb jetzt ganze Tage vom Hause fort. In einem der dunkelsten Vororte trieb ich mich herum und verlor den Boden unter mir . . ."

„Es ist eigentlich komisch, wie das anfängt. Der Wechsel deines Stammcafés ist in Wirklichkeit schuld daran. Du mußt jetzt deinen Kaffee billiger trinken, gehst in ein Beisel. Dort siehst du den Leuten, einer sehr gemischten Gesellschaft, die viel Zeit hat, zu. Sie sind den ganzen Tag da, spielen oder sprechen von ihren eigenartigen Geschäften. Anfangs bist du stolz. Geschmack und Bildungshochmut halten dich auf deinem einsamen Platze fest, wo du über eine Zeitung hinweg diesen fremden Existenzen lauschst. Insbesondere die Gesichter dieser meist jungen Burschen stoßen dich ab."

„Aber eines Tages bist du mitten unter ihnen. Es schmeichelt dir, wie sie auf dich hören. Dein Wissen, das du ein bißchen zeremoniell zum besten gibst, imponiert ihnen. Und dieser Stammcaféwechsel wird dein Schicksal. Je magerer dein Sack wird, desto länger dauern deine Besuche. Du dozierst schließlich Tag und Nacht im dunstigen Halbdunkel dieses Lokals. Und dann . . dann fängst du an, die Geschäfte kennen zu lernen."

„Es ist unglaublich, wie rasch dein verlorener Halt dich dem Thema nahe bringt. Zuerst fällst du nur Entscheidungen, gibst überlegene Ratschläge. Aber dann . .

Dann kommst du eben ins Rutschen. Ganz unmerklich geht's. Und nur wenn du zurückschaust, siehst du mit klopfendem Herzen den Weg, den du 'runterkommst. Du
[redacted]
en, wo du dich festklammerst
u
gerade nach der Moral, aber
Nachtmahls am Familientisch
lampe und ihrem wunderbaren
bequemen Ordnung oben —
aber
ein Lieber. Und — weiß man,
welch
Beinen ziehn — dann über-
sch
mmer rascher und mit einem-
ma
en . . ."

blickte einige Augenblicke ver-
lea
sah, daß ich schwieg, fuhr er
n
mich fort: „Nun bist du unten.
Ue
scheu, gehst du mit den so-
d während du auf deinem bis-
en Gespenstern geplagt wurdest,
wissen sandte, ein Vermächtnis
deine
sich zum großen Teile bereits
empfohle
etzt befreit auf. Ja, sieh mich
nicht so betroffen an. Du atmest wirklich auf . . ."

Mit häßlich verzerrtem Munde redete Franz weiter. Er wurde lebhaft. Und seine Stimme bekam einen dünnen, schmerzenden Klang. „Hier, mein Lieber, findest du Verstehen und liebevolle Rücksicht. Sie alle sind tief gefallen und kennen deine Schmerzen mehr oder weniger. Und wenn

sie sie nicht begreifen, dann verhalten sie sich achtungsvoll. Keine Kritik bohrt in deinen schweigenden Wunden. Und du fühlst, dir ist man gleich, uniform. Wie nirgends in der Welt. Hier ist kein Neid, kein Haß. Und du ruhst selig aus für kurze Zeit in dem Allerbarmen der Verworfenheit. — —

Aber dann . . . du bist so lebensfremd . . . deine einzige Erfahrung ist die romantisch-ideale Gymnasiastenzeit . . so ganz unwirklich denkst du, und von dem fürchterlichen Leben hast du noch immer keine Ahnung. Nur in algebraischen Formeln hast du davon in der Schule und zu Hause gehört. Jetzt fühlst du dich so ein Stückchen ‚Räuber' . . . Und du kostümierst die Elendsmenschen um dich her und verkleidest die Wände des Jammerwinkels, in dem du haust, mit den abenteuerlichen Tapeten, die deine Phantasie dir liefert. Und der kleine dumme Schmerz, der tief unten in der Seele sitzt, wird hell und lärmend. Er wächst und bläht sich auf. Jetzt erst kommt es wie Klarheit über dich. Man hat dein Leben frech verdorben. In allen Leuten um dich siehst du Revolutionäre, Benachteiligte, Gekränkte, Unterdrückte. Die Heldengestalten, die deine Knabenträume bevölkert haben, vermeinst du hier zu finden, indes sie nichts anderes sind als ein Kehricht von Menschen."

„Aber auf einmal kommt es dann über dich. Ein Sonnblick deiner alten, gesunden Kraft erhellt dir dein Debacle. Nun siehst du zum erstenmale mit nüchterner Erbarmungslosigkeit dein wahres Gesicht."

„Die Romantik ist beim Teufel. Wenn du abends entkräftet hinunterkriechst in deinen Schlupfwinkel, dann suchst du die Augen der Burschen, die um dich herum

sind, und mit einemmale kannst du es nicht fassen, daß sie ruhig schlafen können, dort oben."

„Ja, Franz, wo hältst du dich denn auf," unterbrach ich ihn angstvoll.

„Ah so . . das weißt du nicht . ." sagte er, den Ton wechselnd mit verbissener Ruhe. „Seit vier Wochen schlafe ich im Wienkanal. Es ist herrlich . . herrlich! Ha ha, ich schlafe in dem Miste, den uns die Großstadt freundlich zur Verfügung stellt. Und ich schlafe weich, denn sie tut in dieser Beziehung wirklich viel für uns."

„Aber ist denn das möglich?"

„Möglich? Hunderte Menschen schlafen in den Schächten der Sammelkanäle und im Wienkanal. Sieh sie dir doch an, wie sie dort unter dem Abfall liegen, wie in Käfigen gehalten, und du wirst begreifen, daß unser Strafgesetz gerade alt genug ist, um die so Mißhandelten und Entrechteten im Zaum zu halten . . Sieh sie dir an und du wirst erkennen, daß keine Schuld so große Strafe verdienen kann. Ja, auch ich, wenn ich abends, bevor ich in die Röhre schlüpfe, über die lichtbeglänzten Straßen gehe und den Bäuchen der satten Spießer begegne, die mir im Bogen ausweichen, dann empfinde ich, wie sich Haß gegen mich entzündet und ich fühle, daß mich von den Leuten dort unten nur die vollbrachte Tat trennt."

„Ja, um Himmels willen, Franz, hast du nicht die paar Kreuzer, um eine andere Schlafstelle aufzusuchen?"

„O ja, hie und da gastiere ich in einem Massenquartier. In der letzten Zeit hatte ich aber wirklich nicht so viel."

„Ich bitte dich, Franz . . ." Instinktiv griff ich in die Tasche und schob ihm meine Börse ihn.

„Du gibst mir Geld!“ fuhr er in brüskem Tone auf und in seinen blassen Augen entstand ein seltsames Licht. „Ja, ja . . gib mir Geld . . . Geld . . Errette mich . . rette mich!“

Wie ein Schlafwandler hielt er sein bleiches Gesicht empor, das bewegungslos und tot schien, während seine Blicke an mir vorüberſahen, als ob sie weit, weit, etwas Unerhörtes schauten.

„Aber Franz . . Franz,“ sagte ich ratlos. „Komm, geh' jetzt schlafen, ich will ja alles für dich tun; morgen wollen wir beraten.“

Ich sprach in herzlichem, weichem Ton zu ihm und schämte mich, daß ich eigentlich nur banale Trostworte sagte.

Plötzlich sah er mich an, es war mir, als ob er erwachte. In seinem Gesichte erschien ein unbeschreiblicher, starrer Ausdruck. Er sagte kurz und abgerissen. „Nein, ich will kein Geld . . . weißt du, es ist nämlich so weit mit mir, ich will nicht mehr . . . Zieh' mich nicht zurück, ich fürchte mich ja so, daß ich wankend werden könnte. Selbst jetzt, während ich neben dir sitze und das freundlich-beruhigende Licht der Auerlampe auf mich niederfließt, wird es hell in mir und milde und ich fühle, daß sich das Harte in mir löst. Und stelle mich eine zeitlang wieder ins Licht, mich, der schon durch allen Ekel und Jammer des Lebens gekrochen ist. Gib' acht, es beginnt in mir wieder zu tauen und zu grünen“.

Er lachte, wieder sein böses Lachen.

„Ja und dann melden sich wieder schüchterne Wünsche, und schamhaft regt sich ein dummes Sehnen. Aber ich will nicht . . . ich will nicht! . . .“

Und während ſeine zitternden Hände ſich über dem Gelde ſchloſſen, das ich ihm hingeſchoben hatte, ſtieß er unter krampfhaftem Schluchzen hervor: „Ach, ich kann nicht .. ich will nicht. . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile ſpäter verließ ich Franz. Er verſprach mir, in ein kleines Hotel ſchlafen zu gehen und wollte mich am nächſten Tage treffen.

Ich war wie betäubt.

Mit meinen quälenden Gedanken lief ich die ſchmutzigen Gaſſen der Brigittenau ab, bis ein trübes Morgenlicht in den Fenſtern aufblinkte und in die ſchlaferfüllten Stuben den Alarm zum Kampfe eines neuen Tages ſchrie.

* * *

Am nächſten Morgen erwartete ich Franz vergebens. Er ſandte mir einen Brief, in deſſem erſten Teile viel konfuſes Zeug ſtand und der folgendermaßen ſchloß:

„Nun werde ich bald den Vorhang fallen laſſen. Schon dehne ich den letzten Akt zu lange. Mein Leben fängt an undramatiſch zu werden . . . der Höhepunkt iſt längſt überſchritten und es würde ſich nun ſchicken, daß es krachend zuſammenbricht. Alles in mir ſchreit: Vorhang! . . . Vorhang! und ſchon höre ich ihn dunkel und erlöſend über mir rauſchen!

Wenn ich mir nur selbst entschlüpfen könnte, in einem gnadenreichen, von meinem bißchen Lebenswillen unbewachten Augenblicke. Oh, wie ich warte, Stunden und Tage lang. Wie ich bebe nach dem Momente, da ich werde fliehen können. Da die Verzweiflung mich ganz überwindet und ich nicht mehr aufschluchzend und zitternd mich festklammere im letzten Augenblicke. So warte ich . . warte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Franz nicht mehr gesehen seit jener Nacht.

Im Sammelkanal.

Wie immer, wenn ein Mensch plötzlich von der Lebensbühne abtritt, so befiel den Kreis derer, die Franz kannten, ein kurzer Schreck. Es war mehr die Nähe des Schicksals, das just in so unmittelbarer Nachbarschaft eingeschlagen hatte, das die Leute erbeben machte und in ihre menschenfreundliche Erschütterung die heimliche Sorge mengte: „Hätte es nicht auch mich treffen können?“ . . .

Und dann schallte ihm Lob nach. Mit vollen Händen wurde es ausgestreut, ungezählt und verschwenderisch. Man beeilte sich, dem Toten hinterdrein seine Reverenz zu machen, damit er ja nicht glaube, man habe ihm übelgewollt im Leben. Es waren weise und gütige Worte, in die sich der heimliche Trost mischte: Wie gesagt, dir kann dergleichen nicht passieren.

In mir aber hallte die Erschütterung nach. Sie hatte sich allmählich losgelöst von dem Einzelgeschick, das sich leibhaftig vor meinen Augen erfüllt hatte und verwandelte sich in ein fieberhaft erregtes Interesse, begleitet von Furcht und Mitleid für die Verstoßenen der Großstadt.

Immer wieder hörte ich die Worte: „Sieh' sie dir doch an, wie sie unten liegen, wie in Käfigen gehalten . . . Sieh' sie dir doch an!“ . . .

Was mußte sich da sammeln an verdorbenem Menschenmat[illegible] eingesunken sein, wie der arme Fra[illegible] Jugendjahre?!

[illegible] die Zeit, da ich oft in ein klein[illegible]nd dort habe ich sie täglich kom[illegible] große Tor, mit der etwas vorge[illegible]ie ein gieriger offener Rachen starrt[illegible]er die schlechten vertretenen Stuf[illegible]zen Zimmern, wo Gerechtigkeit

[illegible] sie vor dem Richter stehen gefe[illegible] Neulinge, die in ihrer Angst pla[illegible] Menschen, die das Gerichtsverf[illegible] keit hassen und fest daran gla[illegible]m hat, der staatlichen Sorge Un[illegible] liefern . . . Auch ergraute Arb[illegible] würdigen künstlichen Zynismus, [illegible]sophisch begründen und keck ihre Ueberzeugung [illegible], daß alle Arbeit eitel ist . . .

Ich hoffte damals in die Not dieser Menschen wichtige Einblicke zu tun. Vielleicht würde es mir gelingen, den Ursprung ihres Wesens zu erfahren und die Unglücklichen menschlich bewerten zu können. Aber ich erkannte bald: Die Wage hier arbeitet zu hastig, um Gründlichkeit zu ermöglichen. Abgehetzte Menschen, die oft andere Sorgen haben, fassen ihre Ueberzeugungen rasch, denn der Zulauf ist allzugroß.

Das Zünglein bewegt sich kaum, noch sind nicht alle seinen Gewichte aufgelegt, der Bevollmächtigte der Frau Justicia aber muß das fertige Menschenschicksal ausrufen.

Eines Tages war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte das Elend selbst in seinen Schlupfwinkeln aufsuchen. Wollte es sehen ohne Maske in seinem wahren Zustand.

Aus verschiedenen Verhandlungen hatte ich entnommen, daß insbesondere die Suppen- und Teeanstalt am Tiefen Graben ein Rendezvousort der Unterstandslosen sei und ich nahm mir vor, zunächst zu meiner Orientierung dort einen Abend zu verbringen. Um unerkannt zu bleiben, verschaffte ich mir grobe und defekte Kleider, die ich mir nach Art des Anzugs eines Wiener Pülchers[1]) zurecht machte.

Voll brennender Neugierde schlich ich mich dann an einem der nächsten Abende in meinem Elendskostüm aus dem Hause. Ich lief mehr als ich ging und suchte auf meinem Wege die dunkeln Gassen.

Es war für mich ein ganz merkwürdiges Gefühl. So oft ich eine erleuchtete Auslage passierte, oder der Schein einer Straßenlampe auf mich fiel, war es mir, als stünde ich inmitten einer blendenden Helle und als bohrten sich die Lichtstrahlen messerscharf durch alle Löcher und Flicken meines Anzuges. Und unwillkürlich schlug ich die Augen nieder, vor der gutgekleideten Masse, die um mich herum wogte, und drückte mich, den Wänden entlang, fort.

Am tiefen Graben ist es immer ruhig. Fast gar kein Wagenverkehr. Kleine alte Häuser, mit baufälligen Wendel-

---

[1]) Vagabund.

treppen, ſtehen hier neben modernen Bauten, die ſich hoch hinaufſtrecken, über das Niveau der Wipplingerſtraße.

Beſonders abends iſt die Gaſſe ganz leer. Aus der dunkeln Oedigkeit unten, blinzeln kleine, verſteckte Lichter hinauf zur Brücke, auf der es ſtets lebendig iſt. Wenn [illegible] über die Stufen hinabklimmt, iſt es, als fiele man au[illegible] Broßſtadt plötzlich in einen e[illegible]inzort. Scharf hebt ſich der [illegible]tert und ſummt, von dieſer [illegible]

[illegible] ging auch ich meinem Ziele zu. [illegible]ße unten war, da ſah ich ei[illegible]e ſich im Schatten der Häuſer ba[illegible] die Suppen- und Teeanſtalt ge[illegible]neiſten zeigten dieſelbe äußere [illegible]bte, daß mein erſtes Vaga- b[illegible]r verurſache.

[illegible] glitten ſie vorwärts. Den [illegible] in ſich zuſammengeſunken, wi[illegible] mangelhaften Kleidung, vor de[illegible]en verbergen wollten. Denn m[illegible]ätzenden, zudringlichen Blicke auf [illegible]n Hute abwärts, bis zu den Schuhen mit eigenen. [illegible]en der Augen prüfen und mit Bedauern an unſeren geſchloſſenen Taſchen halt machen, um uns am Ende dieſer hochnotpeinlichen Prüfung unverhohlen ihre Meinung zu ſagen.

Ueber dem kleinen Eingang zu dem Lokale, das man mir bezeichnet hatte, hängt eine gelbgeſtrichene Tafel: „Suppen- und Teeanſtalt“.

Durch die verhängte Glastüre trete ich ein und befinde mich in einem großen, mäßig erhellten Raum, der rückwärts durch ein langgestrecktes Pult abgeschlossen ist. Armselige, aber reinliche Holztische und primitive Sessel stehen herum, die von Gästen dicht besetzt sind.

Anfangs bin ich überrascht. Die Leute sind verhältnismäßig gut gekleidet. Ich sehe Geschäftsdiener mit den markierten Kappen, alte Leute in billigen Havelocks und noch andere, die gar nicht so bedürftig aussehen. Und während an dem Pulte die Töpfe klappern, tragen die Kostgänger ihre Portion, ängstlich wie ein Kleinod, zu einem unbesetzten Platz. Und dann setzen sie sich, langsam und schwerfällig, rücken sich bequem zurecht und umfassen die dampfende massive Schale auf dem Tische mit den Armen, wobei sie den Kopf herabsenken auf den warmen Dunst, der emporsteigt und den sie gierig einsaugen.

Ich setzte mich in die Nähe der Türe neben einen kleinen nervösen Menschen, der eine Schale Linsen vor sich stehen hatte. Er war nett gekleidet und hatte das eine Bein mit der sorgfältig aufgestreckten Hose auf das andere Knie gelegt. Sein Gesicht war vor Eifer gerötet, während er hastig aß, förmlich nach den Bissen schnappend. Als ich mich nahe an ihn heanrückte, bog er die eine Schulter zurück, wie wenn er mit mir nicht in Berührung kommen wollte und warf mir einen mißtrauischen Blick zu, der wohl meinen zerrissenen Kleidern galt.

„Könnt' a hintri' [1]) geh'n. Ma muaß sie ja fürcht'n für sein anständig's G'wand," brummte er, während er

[1]) Nach rückwärts.

zwiſchen den einzelnen Worten ſchmatzend weiteraß. „Eh's anzige, was d'r Menſch hat."

„Ich bitte, i bin da fremd," ſagte ich ſehr devot.

„Fremd . . . fremd," fuhr er in biſſigem Tone zu ſich ſelbſt ſprechend fort. „Soll daham bleib'n in Leitomiſchl. Kumm'n alle daher, freſſ'n auf Wean. Woher ſoll man's denn nehma. Schicken uns ſo ausg'franzte Pojaza.[1]) Die Böhm' und Krowot'n ſchmeiſſen's außa und denken eahna: Soll'n nur auf Wean. Die werd'n ſchon dort firti wer'n mit den Glumpert".[2])

„Was ſoll'n denn aber die armen Teufeln machen?" bemerkte ich mit einem fingierten Seufzer.

„A wos," fuhr er heftig auf und ſchlug mit der Schale auf den Tiſch. „Armer Teufel . . . Is egal, wo ma krepiert."

Er ſah mich mit ſeinen kugelrunden hervorquellenden Augen an, die ganz rot verſchwollen waren.

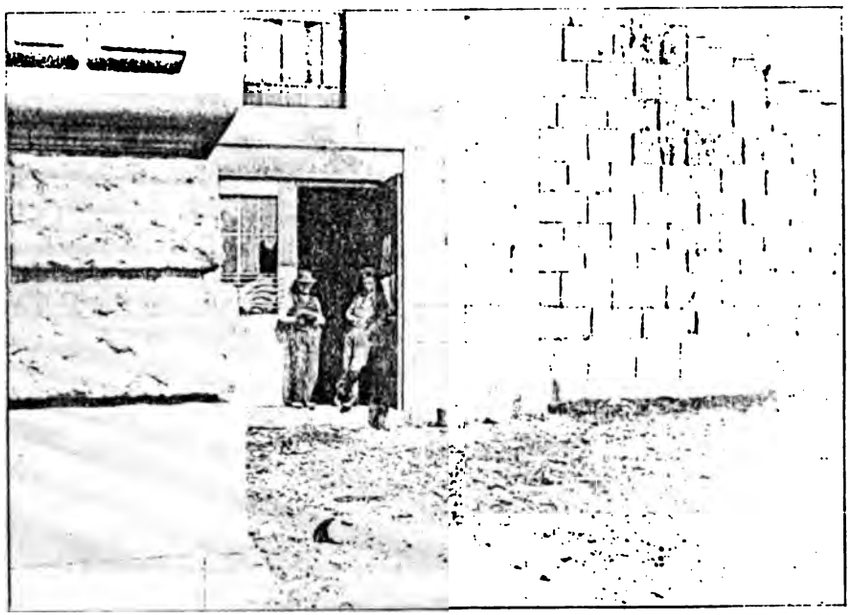
„Mir ſan a arme Hund'. Seg'ns, junger Menſch," ſchrie er plötzlich in einem lang zurückgedrängten Groll hervorbrechend. „Dös is mei Vermögen, mei Exiſtenz, mit der i wirtſchaft'n tu'." Er zog die Schöße ſeines dunklen Rockes, der mit Metallknöpfen beſetzt war, hoch. „Nehmen's m'rn weg und i g'hör zu enk, zu dö, was da hint' ſitz'n. All's was i mir erſchinden tu', dös brauch' i für den Rock, und mein Rock brauch' i, daß i m'rn erſchinden derf."

Er wiſchte ſich ſorgfältig mit einem Taſchentuche die Hände ab, beſah dann ſeinen Anzug genau und glättete

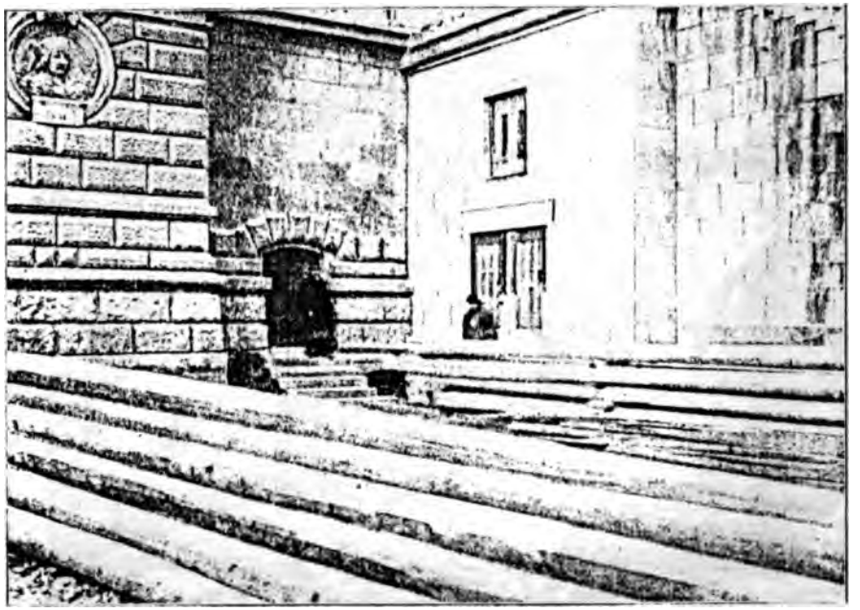
---

[1]) Bajazzo.

[2]) Geſindel.



Unter der Stephaniebrücke.



Der Zugang zum Kanalschacht.

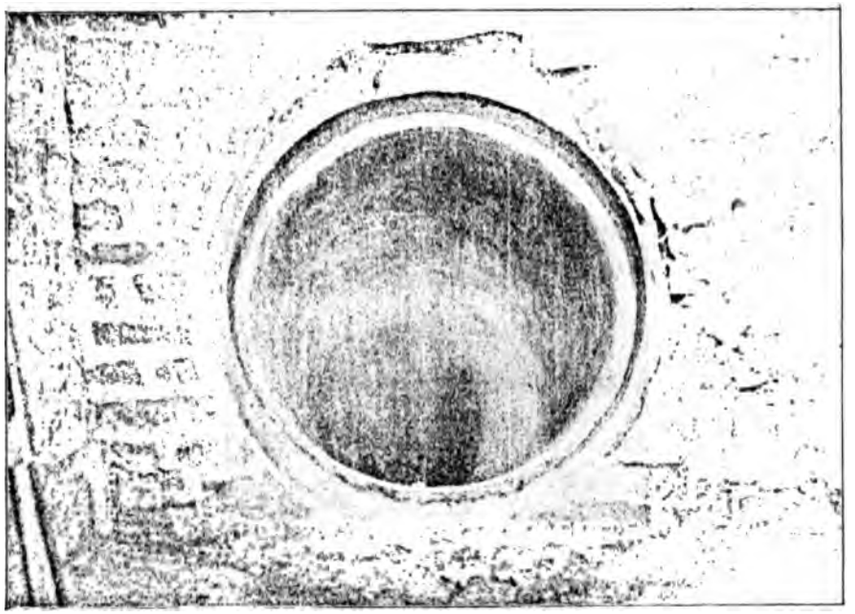
Ein Nachtlager im Sammelkanal.

Ein Schlafender im Schacht.

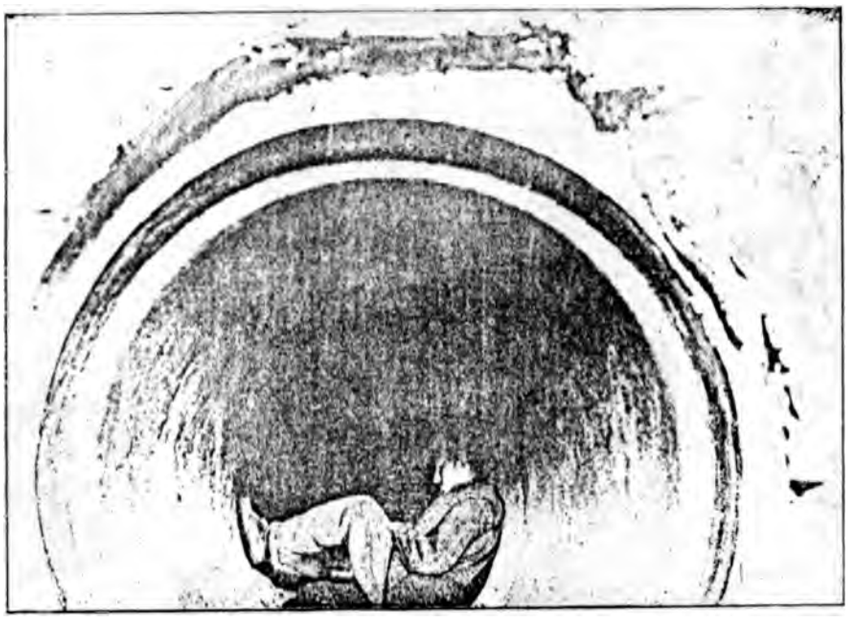
Die Turmlliege.

Im Haupt-Wienkanal.

Ein Lager auf Steinen.



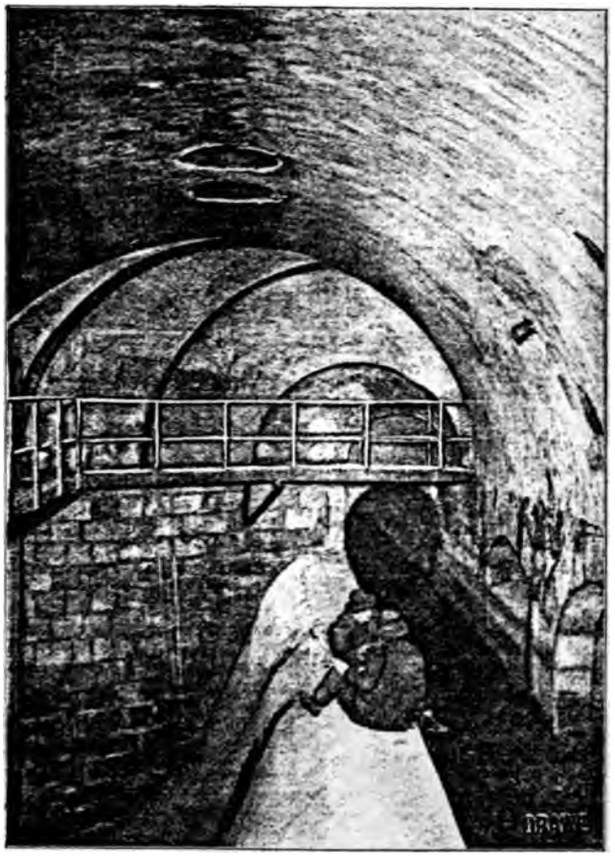
Ein „Schlauch".



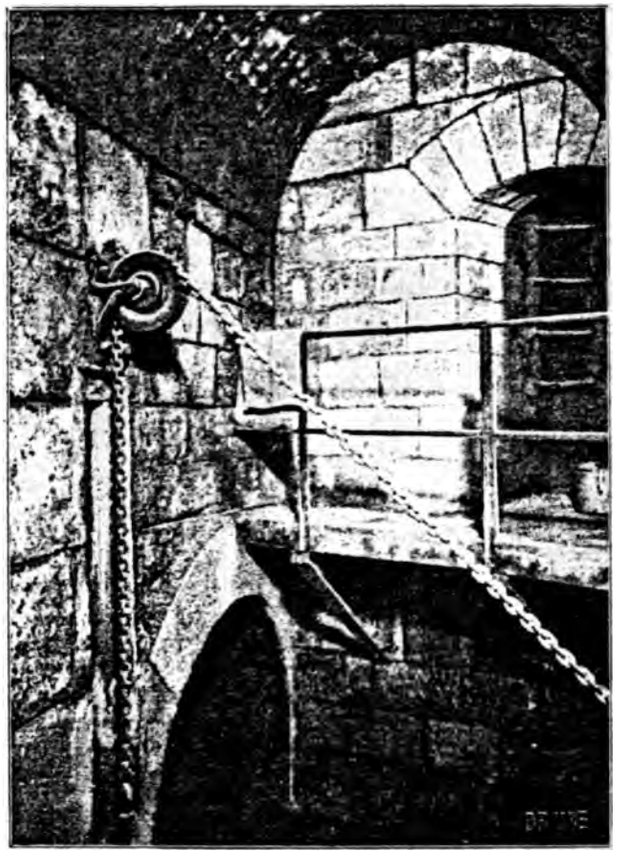
Ein Schlafender in der Kanalröhre.

Die „Küche" im Wienkanal.

Quer durch die Wien zu den unterirdischen Quartieren.



Die „fliegenden Brücken" im Wienkanal.



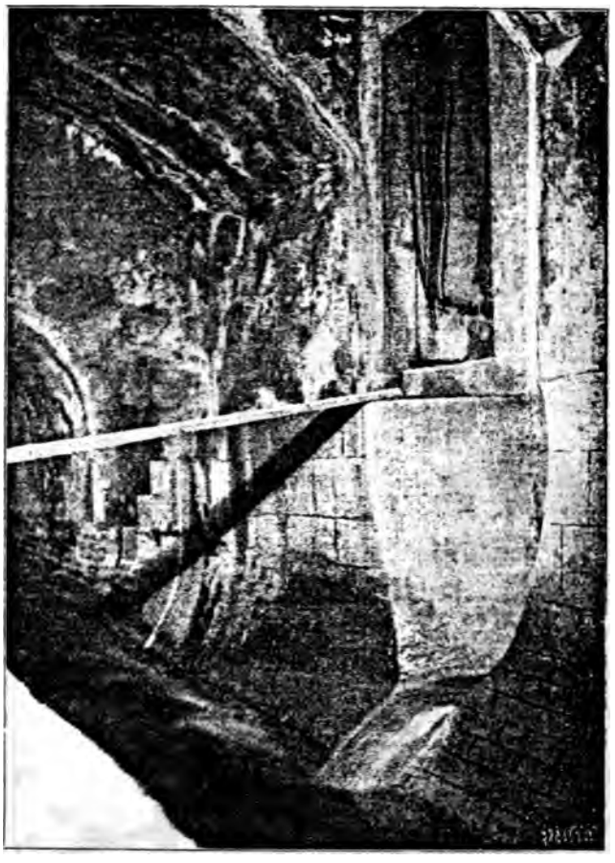
Die Schleuse im Wienkanal.

Strottergänge.

„Tschunguien.“ (Lager in einer Kanalkammer.)

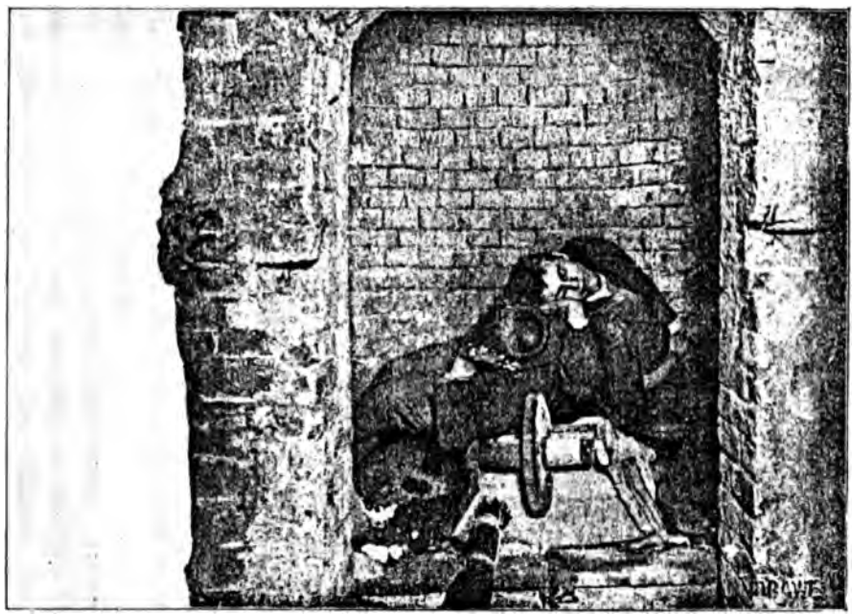
Bewohner der „Zwingburg".

Die „Zwingburg". (Seitenansicht.)



Die „Zwingburg". (Seitenansicht.)

Nachtwache vor der Zwingburg.



Lager auf einem Schiebkarren.

ihn, wobei er unverständliche Worte vor sich hinmurmelte und dazu mit dem Kopf nickte.

Indessen kamen immer neue Gäste und umstanden das Verkaufspult in doppelten Reihen.

Fast jeder, der eintrat, blieb bei der Türe stehen, legte den aufgestellten Kragen um und suchte erst in den Taschen nach Kreuzern, die er schwerfällig auf die Handfläche legte und zusammenzählte.

Der Mann neben mir stand auf und trat hinter mich hin.

„Da . . . kauf'n s' Ihna a Suppen." Er legte mir drei Kreuzer auf den Tisch.

Ich wendete mich um. Schamröte war mir ins Gesicht gestiegen. Selbst auf die Gefahr hin, aus meiner Rolle zu fallen, vermochte ich nicht, die Hand nach den Kreuzern auszustrecken.

„Ich danke, ich hab' schon so viel," sagte ich in meiner Aufregung im schönsten Hochdeutsch.

Der Mann sah mich mit erstaunten Augen an, strich aber gleich das Geld mit der Hand vom Tisch.

„Ah, do schau' her. A G'schamiger."[1])

Er drehte sich gekränkt um und entfernte sich in der Richtung zur Türe, indem er mehrmals stehen blieb und unschlüssig nach mir hinsah.

Nun trat auch ich an das Verkaufspult, besorgte mir eine Suppe und ein Brot und ging tiefer in das Lokal hinein.

Am Ende der Breitseite des Raumes bog ein dunkler Gang ab und führte in ein kleineres Zimmer,

[1]) Verschämter.

aus dem dumpfer Lärm herausdrang, der von dem Tellerklirren und dem sausenden Geräusch, zu dem sich die halblaute Unterhaltung der Menschen draußen verdichtete, übertönt wurde.

In dem Gange standen an den Wänden junge Burschen, die, Zigaretten rauchend, leise miteinander sprachen. Ich drängte mich vorsichtig durch und betrat das Hinterzimmer, wo gleichfalls in Reihen Holztische und Bänke standen, die von verdächtig aussehenden Gestalten besetzt waren.

Das ganze Zimmer war mit Rauch erfüllt, der sich mit dem aufsteigenden Suppendunst verband. Die Leute trugen zumeist abgerissene Kleider. Den Hut hatten sie in den Nacken geschoben, die Ellbogen waren auf den Tisch gestemmt und die Gesichter zeigten einen Ausdruck, als hegten sie alle ungeduldig eine Erwartung.

Dieser Zug gab ihnen etwas Gespanntes, Unruhiges.

Sie sprachen sehr laut, schrien aufeinander ein, obwohl sie dicht beisammen saßen.

Ich setzte mich zu einem etwa neunzehnjährigen Burschen, der mich mit seinen wässerigen Augen maß und dann bereitwillig rückte, um mir Platz zu machen.

„Host d' scho g'hört," wendete er sich gleich darauf wie zu einem alten Bekannten an mich: „s' Rauchen soll verbot'n wer'n. Der Verwalter hat's g'schafft. Gemeinheit niederträchtige!"

Jemand mir gegenüber fing das Wort auf und schrie: „Der alte Falott, der schuftige! Hamschicken[1]) den Kerl!"

[1]) Umbringen.

Von allen Seiten wurden jetzt Flüche ausgestoßen, Fäuste dröhnten auf den Tischen und gemeine Schimpfreden flogen hin und her.

Mein Nachbar aber neigte sich zu mir herüber.

„Bist a Zug'raster?"

„Ja, aus Olmütz."

„Was denn für a G'schäft?"

„Bauzeichner," erwiderte ich. Ich hatte für alle Fälle einen kleinen Roman in Bereitschaft und nannte absichtlich einen Beruf, der hier kaum gekannt werden würde.

„Bist schön im Bruch,"[1]) sagte er weiter und ließ seine Blicke langsam an mir herabgleiten, indem er jedes Kleidungsstück genau in Augenschein nahm.

„Ich versteh' Eure Wiener Ausdrücke nicht."

„Wirst schon lerna den Spruch. Hast schon an 'preßten Pfiff?"[2])

Bevor ich noch antworten konnte, wurde meine Aufmerksamkeit durch das Eintreten eines auffallenden Menschen in Anspruch genommen, der mit lebhaften Zurufen empfangen wurde.

„Ah d'r Kiebitz! Serwas Kiebitz!" rief man von allen Seiten.

Es war ein starker Mensch, von untersetzter stämmiger Figur, mit einem feisten, ganz mit Bartstoppeln bedeckten Gesicht. Er war mit einem vielfach geflickten Gehrock bekleidet, unter dessen Schößen er die Hände in die Säcke

---

[1]) Herabgekommen.

[2]) Schlafstätte.

gesteckt hätte. Eine fettige schwarze Krawatte war um einen kaum zwei Finger hohen Kragen gewunden. Braune, große Augen, mit einem vollen tiefen Blick, der von einem leichten Schleier verhüllt war, paßten schlecht zu dem breiten Mund mit den aufgeworfenen häßlichen Lippen. Von den Mundwinkeln zu dem vorspringenden kurzen Kinn liefen zwei tiefe Linien herab, die dem Gesicht einen gemeinen Zug gaben. Mit dem vorstehenden Unterkiefer sah diese untere Hälfte des Gesichtes wie eine verkniffene Hundeschnauze aus.

Er blieb mitten im Zimmer stehen, sah die Leute mit einem überlegenen Rundblick an, schob dann parodierend eine Hand zwischen zwei Knöpfe des Gehrockes und sagte:

„Guten Abend, meine Herren! Bitte . . . bitte, keine Ovationen. Das wahre Verdienst findet seinen Lohn in dem eigenen Brustkorb. Freuen wir uns lieber des freien Fußes, auf dem wir stehen."

Während der Mann sprach, war alles ruhig geworden. Unter allgemeinem Gelächter rief nun eine Stimme:

„Hörst, Kiebitz, red' mit dein Werktagsschnab'l."

„Du, schwarzer Toni!?" wandte sich der Kiebitz an ihn. „Geliebter Kassen- und Herzenbrecher! . . . Ich hab' geglaubt, daß du auf den Aufruf der Polizei, die so furchtbar neugierig ist, wer den letzten Eintiebler[1]) beim Goldschmied — du weißt schon — verübt hat, dem Stuckart,[2]) deine Aufwartung machen wirst. Der Anstand hätt's ent-

[1]) Einbruch.

[2]) Chef des Wiener Sicherheitsbureaus.

ſchieden verlangt. Mit Schmerz ſeh' ich: Du haſt ihn wirklich nie geliebt."

Es war eine komiſche Miſchung von pathetiſchem Hochdeutſch und urwüchſigem Gaunerdialekt, in dem er ſprach.

„Aber die anderen haſt verzünden[1]) laſſ'n," fuhr er mit verhaltener Erbitterung fort. „Und du natürlich biſt frank. . . . Ja, der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt".

„Tepperl," antwortete der ſchwarze Tonl, verlegen auflachend. „I waß von kan Eintiebler. I bin ja a' Leimſieder[2]) wur'n. 's wird ſchon a drei Monat, daß ich nix orbat. Du waßt ja, mei Lintſchi, die was ich jetzt heirat'n will, is a Tochter von an Amtsdiener. I muaß eh ſchaun, daß ich mein Weiſel[3]) wegkrieg'."

„Ja, ſchau nur, daß Wean' di' wieder kriagt. Aber mirk' dirs, 's kummt jetzt bald a Wald- und Wieſengürtel, da wird's grean[4]) bei uns," ſagt der Kiebitz und ſchob ſich an mehreren Burſchen vorüber zur Mitte eines Tiſches, wo er Platz nahm.

„Und heirat'n willſt d' a. Mein Satz kennſt d' ja: Wann zwei ſich heirat'n, freut ſich der Dritte. Und die Lintſchi? Hat ſie ſich ſo jung ſchon vom öffentlichen Leben z'ruckzog'n".

„Du waßt, i bin net eiferſüchti," lachte der ſchwarze Tonl gezwungen.

„Recht haſt . . . Und ſie wird dein' Nächſten ſo

---

[1]) anzeigen.
[2]) Einer, der zu Kreuz kriecht.
[3]) Ausweiſung.
[4]) Gefährlich.

wenig lieben wie dich ſelbſt. Aber ich hab' 'glaubt, ſie is a g'haut's Ban',[1]) die Lintſchi . . Daß die di heirat', wundert mi. Du biſt ja ſchon lang valat.[2]) . . Aber ſo ſan die Weiber: Wann ſ' den Beſten net kriag'n können, nehmen ſ' den Nächſtbeſten."

Der Kiebitz ſprach ruhig und langſam in freundlichem Tone, der eine innere Bösartigkeit verhüllte.

Der ſchwarze Toni antwortete nicht mehr. Mit geſpielter Geſchäftigkeit verließ er, von höhniſchen Zurufen begleitet, das Zimmer.

Gleichzeitig hatte ſich wieder allgemeiner Lärm erhoben. Man ſtritt oder erzählte laut mit heftigen Geſten und der Rauch wurde immer dichter und erfüllte das Zimmer mit Nebel.

Der Kiebitz ſprach angelegentlich mit ſeinem Tiſchnachbar.

Er hatte ſich bequem nach rückwärts gelehnt und die Arme vor ſich auf den Tiſch gelegt. Man ſah, wie aufmerkſam die Burſchen um ihn herum auf ſeine Rede horchten, die er ſehr gelaſſen und mit geringſchätzigen Mienen vorbrachte.

Lange konnte ich ſeine Worte nicht verſtehen, bis er ſich plötzlich von der Geſellſchaft abwendete und mit ſeinem den Lärm übertönenden Baß laut rief:

„Lichten-Schanl . . . Du biſt a da? Hab' g'laubt, du biſt in der Krim!"[3])

---

[1]) Ein geriſſenes Mädchen.
[2]) Fertig.
[3]) Landesgericht.

„Vorgestern bin i los'gangen," sagte der Angerufene, ein hagerer, blasser Mensch, mit einem eigentümlichen, schmalen Kopf.

Er sah den Kiebitz mit seinen furchtsamen Augen an.

„Ja, mein lieber Z'ruckschiaber[1]) . . ., mei lieb's Kretinl,"[2]) sagte der Kiebitz, „möchst gern zu dö Frankfurter[3]) . . . Geh, gibs auf! . . . Ueber den Grab'n kummst nimmer, Freund . . . War ja ka Schad' um di gwest, wannst a Ehrenmann mit Strupf'n wur'n warst und anstatt im Polizeianzeiger im Lehmann g'standen hätt'st."

Der Kiebitz sah wieder mit einem Rundblick um sich.

„So Leut' glaub'n, weil s' für an Kommis z' schlecht san können s' Diab' wer'n. Bei dem G'schäft, mei Liaber, braucht ma Kreuzköpfeln . . . Leut', die a Talent ham . . . mit dem Spatzenkopf hätt'st können höchstens a Staatsbeamter wer'n . . ."

Lautes Gelächter unterbrach den Sprecher.

Der Lichten-Schanl aber sagt demütig:

„Geh, Kiebitz, was bist denn a so zu mir . . . Schau, mei Muatter is vor drei Monat g'sturb'n, und i hab' ihr versprechen müassen, daß i dös Leb'n aufgib' und wieder 's arbeiten anfang'. Und i hab a guat tan. Jetzt hab'n s' mi ausg'hob'n mit'n Schuster-Karl und seiner Platt'n, die auf'm Karmeliter g'fetzt[4]) ham, und jetzt hab'n s' mir zwei Monat auffig'haut für nix und wieder nix. Grad nur,

[1]) Traumichnicht.
[2]) Dummkopf.
[3]) Unbescholtenen.
[4]) stehlen.

weil ich mit eana beiſamm war ... I waß mir gar nimmer z'helfen ... Is denn dös a Gerechtigkeit?"

Eine Pauſe trat ein.

Die reſignierte Traurigkeit des Sprechers machte auf alle ſichtbaren Eindruck.

„No ja," ſagte der Kiebitz endlich in weichem Tone. „Wo ſollſt d' denn hin, als zu deine Leut'? Gehſt halt nächſtens in Jockeiklub."

„Aber Gerechtigkeit! Gerechtigkeit?" fuhr der Kiebitz plötzlich ernſt werdend fort. „Sei net dumm, Burſcherl. Von wem willſt denn Gerechtigkeit verlangen? Von Menſchen?! Zwingen mußt 's Leben ... Zwingen wie an wild's Roß ... Trenſen[1]) ins Maul und oben feſtſitzen ... ſo kommſt am beſten vorwärts. Aber ſchreien hilft nix, Kinderl, oder ſoll ma dir helf'n im Namen des Geſetzes? ... Sixſt, dös is g'rad ſo, wie mit'm Geld. Ma gibt d'r an Guld'n und ſagt: ‚So, Bauer, dös ſan hundert Kreuzer, und du gibſt's an andern und der nimmt's wieder für hundert Kreuzer, und alle glaub'n ihr ganzes Leb'n lang, ſie hab'n mit d'n Gulden hundert Kreuzer ...' So ſteht 's drauf ... Aber hamli is' was abzwackt von de hundert Kreuzer, und du merkſt 's net und kaner kennt's, ſo rund is 's und glanzt's und dann die ſchöne ſtolze Schrift drauf ... So is 's a mit der Gerechtigkeit. Ma ſagt d'r, da haſt Gerechtigkeit und gibt dir was Großartig's, Stolzes, was d'r imponiert. Aber hamli is was abzwackt davon ... Es is ja gar kan Gerechtigkeit. Es is ja nur's G'ſetz. Und du nimmſt's und glaubſt, du haſt an Guld'n ...

---

[1]) Zaun.

Und dö, was dös mach'n, dö brauch'n die Gerechtigkeit net, san net ang'wiesen drauf. Waßt, dö Gerechtigkeit is nur für die andern, denen Unrecht g'schiecht, und dö müss'n 's nehmen für an Guld'n — —"

„Hörst, Kiebitz, du red'st so g'scheit wia a jüdischer Tandler," unterbrach ein kleiner, ganz versoffen aussehender Bursch die spannungsvolle Stille, mit der die Rede des Kiebitz angehört wurde. „Oder wia da Frag'kasten von der Zwakreuzerzeitung."

Der Kiebitz winkte dem Sprecher mit ironischer Freundlichkeit zu und wandte sich wieder an seine Gesellschaft.

Ich war mit der Ausbeute des Abends zufrieden und wollte das Lokal verlassen.

„Wohin gehst d' den pfeifen?" fragte mich mein Nachbar, als ich aufstand.

„Oh, i hab' an 'preßten Pfiff," versuchte ich auf den Ton einzugehen.

„Wo denn? Kann i mitgehn?"

„Das geht net," erwiderte ich lachend. „Dort lassen s' di net eini und dann is dort nur Platz für an."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Abend saß ich wieder auf meinem Platz im Hinterzimmer der Suppen- und Teeanstalt.

Und ich kam von nun ab täglich. Immer vertrauter wurde ich mit den Burschen hier, lernte ihre Sprache und ihre Gewohnheiten kennen, und während ich anfangs nur stummer Zuhörer war, beteiligte ich mich später auch an der Unterhaltung.

Mit großer Mühe gelang es mir dann endlich, die ersehnte Bekanntschaft des Kiebitz zu machen. Er be-

gegnete mir ſchroff und mit innerem Mißtrauen. Er mußte wohl fühlen, daß ich ſeiner Klaſſe nicht zugehöre. So entſchloß ich mich raſch, ihm das Geheimnis meiner Abſichten zu enthüllen und ihn um ſeine Hilfe zu bitten.

„Ich hab' mir's gleich gedacht" — er ſprach nach meinen Aufklärungen im beſten Deutſch — „was muß das für ein Vogel ſein? Ja, wenn Sie's riskieren wollen? Es iſt aber kein Theaterbeſuch, ſchon mehr ein großartiges Variété, in dem auch verſchiedene Hungerkünſtler auftreten. Alſo ich bin dabei."

Aber noch waren meine Vorbereitungen nicht beendet. Ich wünſchte, meinen nächtlichen Wanderungen einen offiziellen Zeugen zuzuziehen. Ich hatte damals mit dem Wiener Richter Hermann Drawe ſehr herzliche Freundſchaftsbeziehungen angeknüpft und ſein reges und aufrichtiges Intereſſe für die Verlorenen der Großſtadt, denen er ſtets ein milder und gütiger Richter war, veranlaßte mich, ihm den Antrag zu ſtellen, mich gleichfalls, als Vagabund verkleidet, auf meinen Exkurſionen zu begleiten. Daß Drawe ein ganz ausgezeichneter Photograph war, ließ ihn mir für meine Zwecke noch geeigneter erſcheinen. Naturgemäß zögerte der Richter anfangs, insbeſondere aus Gründen, die mit ſeiner Stellung als Strafrichter zuſammenhingen. Alsbald aber gelang es mir, ihn von der ſozialen Bedeutung der geplanten Arbeit zu überzeugen und er willigte ein.

Ein Zuſammentreffen mit dem Liebitz, deſſen Aufſchlüſſe uns darüber belehrten, daß photographiſche Aufnahmen nur bei Blitzlicht möglich ſein würden, informierte

uns auch über alle jene Oertlichkeiten, die wir uns aufzusuchen entschließen mußten.

Wir entschieden uns zunächst für die Schächte des Sammelkanals, die sich längs des linken Donauufers hinziehen und vereinbarten eine der nächsten Nächte, an der wir die erste Wanderung unternehmen wollten.

— — — — — — — — — — — —

Es war 11 Uhr abends, eine lustig funkelnde Nacht im November, als wir unseren ersten Weg zu den Obdachlosenlagern unter der Stephaniebrücke machten.

Schon tagszuvor hatten wir den Eingang dieses Kanalschachtes und seine Umgebung in Augenschein genommen.

Diesmal hatte ich mit meinen Vagabundenkleidern zugleich eine ausgelassene Munterkeit angelegt. Es schien mir, als könnte ich jetzt alles sagen und tun, unbelästigt von dem Zwange gesetzter Bürgerlichkeit.

Der Richter trug einen kleinen, mit Munition wohlversorgten Apparat in der Innenseite eines Ueberrockes verborgen, dessen Verwüstung ihm wohl große Mühe gekostet haben mußte. An Waffen trugen wir für alle Fälle je einen englischen Schlagring mit gehärteten Stahlspitzen und einen kleinen Revolver mit.

Die Hände in den zerrissenen Hosentaschen, gingen wir ganz keck um einen Wachmann herum, der steif an einem Brückenpfeiler lehnte.

Man sah es, sein ganzer Körper schlief und nur die Augen versahen den Dienst. Er blickte uns mit einem dieser Augen an und sah dann weg. Kein Zweifel, wir waren für seinen Ehrgeiz zu gering.

Durch die kleine Türe eines Holzverſchlages, der von der Stephaniebrücke an die Obere Donauſtraße ein Stück hinab begleitet, traten wir nun ein und ſtiegen hinab über dunkle glitſchige Steinſtufen zum Donauufer.

Drunten ſtolperten wir über lange Reihen naſſer Holzklötze und wandten uns dann zu der von einem Brückenpfeiler und der Stiege gebildeten Niſche, in der ſich der Eingang zu dem Schachte des Sammelkanals befand.

Es war kalt und ruhig ringsum. Summend lief der Wind hin und her und drehte ſich kreiſend auf dem Boden, der weiß und aufgeſprungen war. In den weiten Winkeln der Pfeiler hinter der Brücke kauerte tiefe Dunkelheit. Von der Straße aber winkten farbige Lichter herab, warfen zuckenden Glanz auf die feuchten Hölzer, während der Kanal in dunkeln Maſſen zögernd und ſchwerfällig vorwärts ſtrebte.

Wir öffneten die eiſerne Türe zum Kanalſchachte, deren zertrümmerte Fenſter mit Papier und Werg verſtopft waren, und Wellen furchtbarer Ausdünſtungen ſchlugen uns ins Geſicht.

In der Mitte des etwas zimmergroßen Raumes brannte ein qualmendes Holzfeuer, um das ein Dutzend meiſt junger Burſche herumſaßen oder lagen.

Von unſerem Eintreten nahmen ſie faſt keine Notiz. Nur im Hintergrunde meldete ſich eine polternde Stimme:

„Ah, no drei Paſſaſchere.“

Mit einem halben „Guten Abend“ drückten wir uns in einen Winkel und ſetzten uns auf die Erde, die teilweiſe mit ſchmutzigen Fetzen und Streu bedeckt war. Ueber uns hingen auf einem Strick verſchiedene Fragmente von

Kleidungsstücken, die naß waren und von denen stete Tropfen herabfielen.

Still waren die Menschen alle. Nach einigen Minuten erhob sich ein junger Bursche halb vom Boden. In seinem bleichen Kindergesicht stand der Stempel der Tuberkulose. Er lallte mit heiserer Stimme und verschlafenen Augen: „Habt 's an Tschick“[1]) und warf sich, ohne eine Antwort abzuwarten, wieder auf sein Lager nieder.

Im Vordergrunde nächst dem Feuer hielt ein etwa zwanzigjähriger Mensch das Stück eines „Leserls“ (Zeitung) in der Hand. Er buchstabierte mit stumpfem Ausdruck im Halblaut.

In allen diesen Gesichtern aber stand der Hunger. Ich sah auch intelligente Züge, aber entweiht durch blutzehrende, häßliche Armut.

Im Hintergrunde lagen auf Brettern ein paar alte „Püls“ (Obdachlose). Sie hatten den Kopf auf Stroh gebettet, die Füße stark gespreizt, die Arme weit auseinander gebreitet. So lagen sie fest an den Boden geschmiegt, auf eine Weise, daß jeder Muskel ausruhen kann.

Nach einiger Zeit entwickelte sich zwischen den am Feuer Sitzenden ein Gespräch.

„Morgen geht der ‚Gelbe‘ los,“[2]) sagte ein hübscher Bariton.

„Warum war er denn ‚verschütt?‘“[3]) fragte der Zeitungsleser.

---

[1]) Zigarrenstumpf.
[2]) Wird aus dem Arrest entlassen.
[3]) Eingesperrt.

„Wegen ans,[1]) i ſag' dir, dös iſt der Paragraph, der ſtimmt d'r immer. Muaß aner froh ſein, wann 'r net a no den Siphon[2]) kriagt. Vierzehn Täg war i deſſentwegen z'letzt in der Kiſt'n.[3]) Haſt an Orbat g'ſucht?, fragt di der Richter. Sog' eahm, daß d' drei Täg' rumg'rennt biſt wia a Viech, daß d'r da Schwitz nur a ſo obag'runna is. Sag eahm, daß d' nix z'freſſ'n g'habt haſt, nit amol a Stückel Brot, und daß, wiaſt am vierten Tag aufg'ſtanden biſt in der Röhr'n[4]) dir der Magen nur a ſo g'want hat, daß d' net auf d' Füaß haſt ſtehn kinna, und do hätt'ſt d' an Orbat ſuachen ſolln. Sag eahm's wannſt willſt, i tua's net, und nutzen tuat's a nix."

Er hatte ſich in wilden Zorn hineingeredet und fuchtelte mit den nackten Armen herum. Ich ſah, daß er kein Hemd am Leibe trug und die bloßen Füße in ausgetretenen, zerriſſenen Schuhen ſtaken.

„Is jo ollas ans. Dös G'ſcheit'ſte is drum, ma ſtiehlt ſi' z'ſamm', was ma zum Leb'n braucht," ſagte der Zeitungleſer eigentümlich ruhig. „Brummen tuaſt d' a ſo und a ſo, ob weg'n ans oder an andern Paragraphen, kann da' Butt'n[5]) ſein. Wannſt d' nix haſt, kannſt a auf dö Anſtändigkeit pfeifen. I' dumm is nur, daß ma in den z'nepft'n[6]) G'wand net amol was rechts ſtehl'n kann. Jo,

---

[1]) Vagabundage.
[2]) Ausweiſung.
[3]) Arreſt.
[4]) Im Kanal.
[5]) Alleseins.
[6]) Zerriſſen.

a zum Stehl'n brauchst d'r heut' a Betriebskapital. Heut' is halt ollas kapitalistisch, Freunderl."

Allmählich wurde es stiller. Die Flammen des Holzfeuers verlöschten, und von der roten Glut der Scheite breitete sich ein blutfarbiger Lichthauch auf die Liegenden, die einzuschlummern begannen.

Bleiern und lautlos war ihr Schlaf, einer Ohnmacht gleich . . .

Nur zwei Bursche saßen in der Nähe des Feuers und schauten sinnend vor sich hin.

Wir lagen bewegungslos in einer dunkeln Ecke außerhalb des Lichtbereiches.

Jetzt stieß der Kiebitz den Richter an, der, mit dem Apparat auf dem Boden kriechend, einen Platz für seine Aufnahme suchte. Der Kiebitz dicht hinter ihm.

Es war ein spannungsvoller Moment.

Was würde geschehen, wenn jetzt das Blitzlicht mit einem Knall entzündet wird?

Mußten nicht die Leute, aus der Ruhe emporgeschreckt, in uns feindliche Eindringlinge sehen, vielleicht gar Verbündete der Polizei, und würden sie sich nicht auf uns stürzen mit einem Wutschrei, ob des vermeintlich geübten Verrates?

Einige Sekunden war es ganz still.

Ich hörte nur ein Kratzen im Sande.

Von dem Richter und dem Kiebitz war nichts wahrzunehmen.

Die Leute am Feuer saßen mit matt herabhängenden Armen und wiegenden Köpfen noch immer aufrecht.

Instinktiv griff ich nach dem Revolver, den ich in der Hosentasche bereithielt, und als ich das kalte kleine Eisen zwischen meinen Fingern fühlte, da wurde ich mir erst der ganzen Tragweite meiner Situation bewußt.

Atemlos aufhorchend hörte ich nun leise den Richter sagen:

„Jetzt los."

Es war nur ein leises Zischen zwischen den Lippen, dem eigentlich meine ganze Phantasie den Text unterlegte. Und schon, es ergoß sich durch den Raum ein grelles, blendendes weißes Licht, das mit Gedankenschnelle die ganze Höhle erhellte und jeden Riß an den Wänden und allen Unrat in den Ecken wie durch ein Wunder aufzeigte. Wie eine furchtbare, niederschmetternde Enthüllung, voll grausamer Bosheit, wirkte dieses sprühende Licht.

Aber eine Sekunde nur, in der ich wie elektrisiert dasaß. Denn gleich darauf sank wie ein undurchdringlicher schwarzer Vorhang die Dunkelheit wieder herab, in der das rote Feuer nun gespenstig strahlte.

Die beiden Burschen am Feuer fuhren in die Höhe.

„Jesus Maria!" rief der eine, am ganzen Leibe zitternd.

Der andere schwieg. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber ich hatte die Empfindung, daß er in maßlosem Staunen erstarrt war.

Gleichzeitig hörte ich aus dem Hintergrunde die brutale Stimme des Kiebitz, der mit gutgespieltem Unwillen sagte:

„Fix no' amal, jetzt is dös ganze Bengalische hin.

Wos stößt d' denn immer?" wendete er sich an mich. „Mein letzt's Flins[1]) is jetzt a tschari."[2])

„Wos san dös für Tanz'?" sagte jetzt der Mann, der den erschrockenen Ausruf getan hatte, immer noch vor Aufregung bebend.

„Willst's 'leicht zahl'n, G'scherter," erwiderte der Kiebitz frech.

Keine Antwort. Es wurde wieder ruhig. Als seien die beiden am Feuer erst durch den Vorfall darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie noch wachten, streckten sie sich jetzt mit einem Seufzer auf den Boden hin.

Von den anderen hatte sich niemand gerührt. Sie mußten sich wohl vor den Qualen und der Last des Tages verkrochen haben in abgrundtiefe Bewußtlosigkeit. Vielleicht war dieses Licht nur in ihren Traum gedrungen und hatte ihnen eine seltsame Vision gebracht.

Nun schliefen sie alle.

Leichte Rauchschwaden von dem verbrannten Magnesiumpulver kamen herab und umspannten das noch leise glimmende Feuer und legten sich, sanft über die Schläfer streichend, wie eine zärtliche Decke über sie.

Der Richter und der Kiebitz hatten sich an mich herangeschoben.

Der Kiebitz faßte meine Hände und veranlaßte mich, ihn am Rocke festzuhalten, und so schoben wir uns hintereinander der Türe zu.

---

[1]) Zwanzighellerstück.
[2]) verlorengegangen.

Vorsichtig tappend, der Kiebitz voraus, peinlich darauf-sehend, daß wir an keinen der Schlafenden anstoßen.

Es währte Minuten, bis wir die paar Meter zurück-gelegt hatten.

Und als wir dann die Türe behutsam hinter uns geschlossen hatten, da fuhr im gleichen Augenblicke mit einem heftigen Stoß der kalte Nachtwind auf uns los, als wollte er uns mit unsichtbaren Händen eilig forttragen, weit, weit von dieser Höhle der Not —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage statteten wir dem unterirdischen Quartier neuerdings einen Besuch ab. Wir fanden nur einen Mieter, der eben mit seinem Frühstück beschäftigt war.

Es war ein alter Bekannter vom Bezirksgericht her. Der Mann mochte etwa siebenundvierzig Jahre alt sein. Er trug seinen fetzigen Anzug mit einer wunderbaren Würde. Die wenigen dünnen Haare klebten fett auf seinen glatten Kopf und waren sorgfältig frisiert. So sah er, der sich zu wiederholtenmalen wegen Vagabundage vor Gericht zu verantworten gehabt hatte, fast wie ein wohlhabender Bürger aus, der die Laune hat, mit seinem Aeußeren Allotria zu treiben. So zufriedene ruhige Augen hatte er und ein rotgefärbtes Gesicht.

Seine Geschichte kannte ich schon. Seit sieben Jahren — er ist Fleischselcher — hatte er keine regelrechte Arbeit finden können und hauste in diesem Schachte des Sammel-kanals. Die Kost liefert die Suppen- und Tee-Anstalt, wenn ihm der Zufall nicht ein paar Kreuzer bringt. Es ist ein ziemlich eintöniges Menu; früh eine Suppe, mittags ein Gemüse und abends wieder Suppe. Das bißchen Stroh

für sein Lager muß er sich mühsam zusammentragen. Er holt es nachts von den Bauernwagen, die zum Markte fahren, auf dem Hof und Naschmarkt. Dazu auch hie und da einen Kotzen, der die Butten zudeckt.

So verfließt sein Leben in stetem Kampfe um die notdürftigsten Existenzmittel. Aber stolz preist er die einzigen Erfolge, die er erringt und die darin bestehen, daß er stets von neuem von der Anklage wegen Vagabundage freigesprochen wird. So mag ihn über den Umstand, daß er gelegentlich einmal erfrieren oder verhungen wird, seine ungetrübte Unbescholtenheit trösten . . .

In den nächsten Nächten setzten wir unsere Wanderungen durch den Sammelkanal in der Richtung gegen die Ferdinandsbrücke fort.

Etwa in der Mitte zwischen Stephanie- und Ferdinandsbrücke fanden wir den nächsten bewohnten Schacht. Außen befand sich wie überall ein kleiner Vorbau, der eine Türe und zwei Fenster aufwies, während rechts und links Stufen zur Straße emporführten.

Der Vorraum, in dem sich die Bewohner aufhalten, besitzt rechts und links von der Tür etwa zweieinhalb Meter breite Gänge, deren Rückwand, der äußeren Stufe entsprechend, aufsteigt. In der Mitte des Raumes befindet sich noch ein schmaler Gang, der bis zum Kanal hinabläuft und von ihm durch eine Eisentüre abgeschlossen ist.

In besonders kalten Nächten bereiten sich die „Griasler" (Obdachlose) auch hier ihr Lager, da der feuchtwarme Dunst, der vom Kanal heraufdringt, die Temperatur erhöht.

Bei unserem Besuch fanden wir nur einen Bettgeher in diesem Schachte vor. Er saß vor einem Holzfeuer, auf dem

er etwas in einem alten Topfe kochte. Mit der Zigarette in der Hand war er eingeſchlummert.

Als wir eintraten, ſprang er erſchrocken auf.

„Jetzt hab' ich glaubt, es is d'Schmier.[1]) Geſtern war ſo a haße[2]) da und hat etliche mitg'numma. Und die ganzen Fetzen hab'n ſ' in d'Donau g'ſchmiſſ'n. Ma kann ſi' gar nimma hinleg'n."

Der Menſch ſtieß fürchterliche Verwünſchungen aus. Die heftigen Verzerrungen ſeines Mundes ſtanden in ſeltſamem Gegenſatz zu den armen, glanzloſen Augen.

Das nächſte Quartier fanden wir oberhalb der Ferdinandsbrücke, wieder dieſelbe äußere Einrichtung. Der Schacht war etwas breiter als ſonſt, aber der Boden ſtarrte vor Schmutz und die Luft war erfüllt von ekelhaften Gerüchen.

Auf der linken Seite ſchlief auf einem Brette irgend ein armer Teufel. Er war ganz in Fetzen eingehüllt. In der Nähe ſeines Kopfes lagen die ſogenannten „Kochſteine".

Im rechten Gange aber lagen etwa zwanzig Leute. Uebereinander, zum Knäuel gebildet, die Gliedmaßen des andern als Polſter benützend. Sie waren förmlich ineinander vergraben, um ſo der dem Körper entſtrömenden Wärme teilhaftig zu werden.

Es iſt Mitternacht und kalte Luft zieht durch den Raum. Der Wind fährt durch die Türe. Er wirbelt Uferſand herein und ſtreut ihn auf die Schlafenden. Die aber kümmert 's nicht. Ihre Erſchöpfung wird durch nichts

[1]) Polizeiſtreifung.
[2]) Strenge.

gestört. Und wenn man sie erweckt, starren sie einem mit zitternden Kinnladen in furchtbarem Erschrecken an und nur die namenlose Müdigkeit überwindet ihre Angst und wirft sie wieder nieder.

Besonders lebhaft waren die Eindrücke, die wir im Schachte unter der Franzensbrücke erfuhren. Es war gar nicht leicht, hier Eingang zu erhalten. Mit großen Steinblöcken war die Türe verrammelt, denn hier befanden sich viele, die den sogenannten „Wienverweis" hatten.

Durch einen größeren Vorraum gelangten wir über Stufen zu dem breiten und sehr langen Kanalschachte, in dem ebenso wie in einem Nebengange etwa fünfzig Menschen nächtigten. Im Hintergrunde befanden sich mehrere Bettgeher im Gespräch. Wir krochen über die Leiber der Schlafenden hinweg und legten uns in die Nähe der Türe. So konnten wir ein Stück Philosophie erlauschen, wie sie in dieser Umgebung gedeihen muß.

„Ihr glaubt's es nöt," sagte ein etwa dreißigjähriger Mensch mit einem Schauspielergesicht. „Ihr glaubt's, ma legt si hin, reißt's Maul auf und dö bratenen Tauben fall'n a'm eini. Faul seid's und feig a dazua. Riskiern muaß ma . . . riskiern! . . . . Und an Unternehmungsgeist hab'n. Du G'flickta, bild'st d'r was drauf ein, daß d' no ka Diebstahlsstraf' host. Dumm's Luada, glaubst du g'hörst dazua zua d'Leut, was a ganze Hosen und a Hemad hab'n?! Zu was brauchst d' denn dei Ehrlichkeit? Gibt da ana a Häfen Zuaspeis dafür?" — — — —

Der Sprecher wurde hier jäh unterbrochen.

Weit vorn ertönte plötzlich wildes Kreischen und Schreien:

„Du Diab! . . Diab! Der Hund hat mir d' Säckeln[1]) g'ſtohl'n".

Ein junger Burſch hatte ſich mit einem Sprung auf einen dicken Menſchen geſtürzt, der in ſeiner Nähe lag und bearbeitete ihn mit Händen und Füßen, wobei er in Abſätzen ſtets von neuem ſchrie:

„Diab! . . . Diab! . . . Hund!"

Einzelne Schlafende erwachten und erhoben ſich halb, aber ſie verhielten ſich völlig teilnahmslos.

Einige Zeit nur herrſchte peinliche Stille, dann hörte man den Schauſpieler in kaltem, ſchneidendem Tone ſagen:

„Halt 's Maul, G'füllter. Mach kane Tanz'. Haſt ſ' jo ſelber g'ſtohl'n."

Wir machten uns leiſe davon, krochen über die Leiber hinweg, hinaus aus dieſer Elendgrube ins Freie.

Draußen trabte eben ein eleganter Wagen auf Gummirädern langſam vorüber. Seine grellen elektriſchen Lampen blickten ſcharf und hochmütig in die ruhende Straße. . .

[1]) Socken.

Quartiere im Wienkanal.

Es waren Nächte, ganz erfüllt von schauerlicher Romantik, die ich im Sammelkanal durchlebte.

Das Bewußtsein, in der Werkstätte des Verbrechens zu weilen, erzeugte in mir höchste Spannung. Denn was ich vorausgeahnt hatte, sah ich jetzt klar: Aus diesen Gefängnissen, in die das kreisende Leben die Schwachen und Untauglichen hinabstößt, wachsen die gesellschaftsfeindlichen Taten empor. Hier bäumt sich das unterdrückte Recht auf Existenz mit der Kraft der Verzweiflung auf, wirft sich dem passiven Widerstande, den ihm die mitleidslose Gewalt der sogenannten Ordnung bietet, entgegen, und saugt aus seiner Erbitterung die verbrecherischen Impulse.

So oft ich eine der geschilderten Stätten des Elends betrat, fragte ich mich schaudernd von neuem:

Hier kann man leben? Und sie leben doch?!

Wie weit vermag denn das Minimum der Bedürfnisse herabgeschraubt zu werden?

Wann verſagt denn endlich der unheimlich ſtete Lebenswillen und ergibt ſich?

Der Kiebitz war in dieſen Nächten ſtets mein treuer Geſellſchafter geweſen. Wie ſeltſam er lächelte, wenn er mein Erſchrecken ſah. Er nickte nur immer mit dem Kopf, als wollte er ſagen: Das ahnen ſie wohl nicht dort oben. . .

Und dann gab er ſeine Erläuterungen ruhig und ſachlich, wie ein Fremdenführer, der für das beſchriebene Objekt kein Intereſſe mehr hat.

Gegen die Bewohner des Sammelkanals benahm er ſich zurückhaltend. Sie gehörten nicht zu ſeinem Kreiſe und er begegnete ihnen deshalb mit Vorſicht. Als wir unſere Wanderungen hier abgeſchloſſen hatten, erzählte er mir von Nachtlagern im Wienkanal, wo hunderte Perſonen im Winter in ſeinen Schächten und Stollen ihr Lager hätten.

Meinen Vorſchlag, mich auch dorthin zu begleiten, lehnte er jedoch ab. Ueber die Gründe gab er keine Auskunft, führte mir jedoch eines Abends in der Suppen- und Teeanſtalt einen Mann vor, den er mir mit den Worten präſentierte:

„Das iſt unſer W e b e r, der Hausmeiſter des Wienkanals. Der könnte Ihr Führer werden.“

Es war ein ſchmächtiger, mit einem Havelock von undefinierbarer Farbe bekleideter Menſch.

Ein ſchmales, bräunlich gefärbtes Geſicht, mit eingefallenen Wangen und einem vernachläſſigten kleinen Schnurrbart, erzählte von Entbehrungen. Und ſeltſam: dieſes Geſicht war mir vom erſten Augenblick an vertraut. Aus

Der „Hausmeliter" des Wienkanals.

Der Peftalozziturm.

den großen weichblickenden Augen, die einen treuen Ausdruck hatten, sprach etwas, was mich sofort mit Teilnahme erfüllte.

Ganz überrascht aber war ich nach dem ersten Gespräch über die außerordentliche Intelligenz, die mein neuer Mann an den Tag legte. Er berichtete mich genau über die Oertlichkeiten, die wir zu besuchen hatten, und erzählte mir dann in bescheidener und trockener Kürze seine Lebensgeschichte.[1])

Nach einigen Nächten, die ich mit ihm verbrachte, hatte ich bei seiner offenen Art, sich zu geben, schon ein Bild seiner ganz eigenartigen Persönlichkeit gewonnen.

Mir erschien er eigentlich als der Repräsentant einer Gattung, wie sie sonst der russische Boden erzeugt. Als ein echter Vagabund, voll Schwermut und Innerlichkeit, als Einer, den das Fangespiel ums tägliche Leben ergötzt und der es nicht der Mühe wert findet, sich einen Platz in der Gesellschaft zu suchen, weil er sie einfach verachtet.

So gar nicht wienerisch leichtfertig war er. Ein überzeugter Zigeuner. Keine Spur von Resignation, aber auch keine Herausforderung lag in seinem Wesen. Sein Hauptzug war eine Art stiller Würde. Kleine Bequemlichkeiten, die ich ihm bot, bescheidene Geschenke, die ihm in seiner Lage als unerhörte Glücksfälle erscheinen mußten, empfing er ruhig, ohne Gier oder heftige Lüsternheit. Er verschloß sich den gebotenen Vorteilen nicht, aber er erregte sich auch nicht im mindesten, um sie zu gewinnen.

---

[1]) Siehe Kapitel „Generalien und Typen".

In der Bruſttaſche ſeines einzigen Rockes trug er ſorgfältig ein Paket verwahrt, mit dem er nur ſehr ungern herausrückte. Es waren Aufzeichnungen über den Lebensgang ſeiner vorübergehenden und ſtändigen Schlafgenoſſen, die er auf das gewiſſenhafteſte fortführte. Auch ſeine eigene Lebensgeſchichte fand ſich darin. Dutzende von Blättern mit enger ſorgfältiger Schrift, faſt fehlerlos in der Ortographie, und voll origineller, oft urwüchſig-humoriſtiſcher Wendungen.

Die Kritik, die er darin an ſeinem Geſchick übt, iſt nie heftig. Ein paar Sentiments und viel Ironie, mit behaglicher Laune vorgetragen. Zumeiſt aber hat er eine fataliſtiſche Auffaſſung von ſeiner Lage, der er auch viele amüſante Seiten abzugewinnen weiß. Und das genügt ihm vollends. Er hat nur den einen leidenſchaftlichen Wunſch, unabhängig zu ſein.

Bei der Durchſicht dieſer „Dokumente", wie er ſie ſelbſt nannte, fand ich auch ein von ihm verfaßtes Gedicht, betitelt „Mein Gefängnis", das ich hieher ſetzen will, um den Intellekt und die Stimmung dieſes Menſchen zu charakteriſieren.

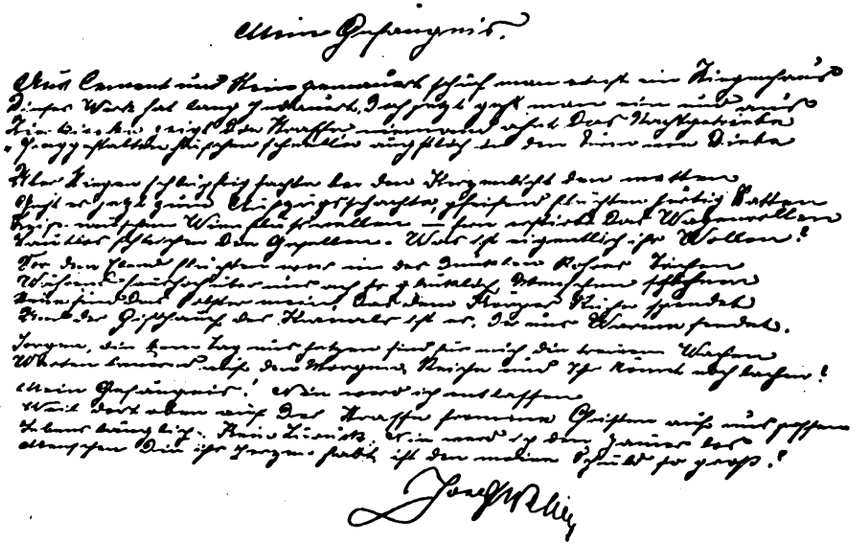
Wie entſchuldigend fügte er hinzu, als ich das Papier in der Hand hielt:

„I g'ſpür's ja net, aber meine Leut' g'ſpürn's und eahna hab' ich's a g'mant."[1])

Unſeren erſten Einſtieg in den Kanal bewerkſtelligten wir durch den Peſtalozziturm, einen der zahlreichen Kioske, die den Wienfluß auf beiden Seiten begleiten.

---

[1]) Ihnen iſt es zugedacht.



Faksimile des Gedichtes „Mein Gefängnis“ von Josef Weber.

Mein Gefängnis!

Aus Zement und Stein gemauert,
Schuf man einst ein Siegenhaus.
Dieses Werk hat lang gedauert,
Doch jetzt geht man ein und aus.
Zierkloske zeigt die Straße,
Niemand ahnt das Nachtgetriebe,
„Fraggeistalten" huschen schnelle
Hengstlich in den Turm wie Diebe.
Ueber Stiegen schlüpfrig lachte,
Bei dem Kerzenlicht, dem matten,
Geht es jetzt zum Aufzugsschachte,
Pfeifend flüchten hurtig Ratten.
Leise rauschen Wienflußwellen —
Fern erstirbt das Wagenrollen,
Lautlos schleichen die Gesellen —
Was ist eigentlich ihr Wollen?
Vor dem Elend flüchten wir
In des dunklen Rohres Tiefen,
Während haushoch über uns
Ach so glücklich Menschen schliefen.
Steine sind das Polster mein,
Das dem Körper Ruhe spendet,
Und der Gifthauch des Kanals
Ist es, der uns Wärme sendet.
Sorgen, die bei Tag uns hetzen,
Sind für mich die treuen Wachen,
Warten lauernd auf den Morgen,
Reiche und ihr könnt noch lachen!?
Mein Gefängnis! Nie werd' ich entlassen,
Weil dort oben auf der Straße
Fromme Christen auf uns passen.
Lebenslänglich. Kein zurück!
Nie werd' ich den Jammer los.
Menschen, die ihr Herzen habt,
Ist denn meine Schuld so groß?

Josef Weber.

Es war zehn Uhr abends, als wir unsere Wanderung antraten.

Der Hausmeister öffnete blitzschnell mit einem Dietrich die kleine eiserne Türe des Turmes und wir stiegen die enge, stark gewundene Treppe hundert Stufen hinab bis zur Sohle des Kanals.

Dieser Einstieg ist einem Rauchfang vergleichbar. Schwarzer Staub und Schmutz hängt in Fetzen an den Wänden und fällt bei der leisesten Berührung in einem Regen auf uns herab.

„Dös is der anzige Niederschlag, den ma hab'n, der Schmutz," sagte unser Führer sarkastisch, „und unsere Gegend ist sehr niederschlagsreich."

In einigen Minuten waren wir am Ende der Stufen angelangt und traten, Laternen in den Händen, durch einen leise abfallenden Gang hinaus in den Hauptkanal.

Ein heftiger Luftzug empfing uns, und wir standen überrascht in dieser unheimlichen monumentalen Anlage.

Die Sohle ist etwa fünfundzwanzig Meter breit, die Wölbung ein gutes Stockwerk hoch und in der Mitte des Bodens fließt das schmale, niedrige Wasser der Wien, streckenweise von einer meterhohen Mauer begrenzt, dunkel, rauschend und singend, eine eigentümlich stereotype Melodie.

So stehen wir in der Dunkelheit, die ruhig und dick im Raume lagert. Das kleine Licht unserer Laternen kämpft vergebens gegen diese schweren Schatten und wir haben das Gefühl, als wären wir verloren gegangen, versunken . . .

An den riesigen Wänden streckten sich lichte und dunkle Streifen weit hinauf in die Wölbungen, reißen

plötzlich ab und ſpringen in tollem Zickzack herab, um wieder in ernſten geraden Linien emporzuſtreben.

Ueberall quillt und ſickert Feuchtigkeit, die Luft iſt erfüllt von einem unleidlichen, ſüßen Düngergeruch.

Jeden Augenblick erhebt ſich irgendwo ein hallendes Geräuſch. Die Wände ſchreien auf, und donnernd und heulend läuft der Lärm die Mauern entlang, endlos ſich erneuernd.

„Jetzt ſan ma unter der Peſtalozzigaſſ'n. Gradaus kumman ma zum Schwarzenbergplatz," erklärte der Hausmeiſter.

Bequem ſchreiten wir auf dem glatten aſphaltierten Boden vorwärts, der nur ſtellenweiſe von ſchmalen Mulden unterbrochen wird, die die Ausflußröhren des Hauptkanals mit dem Wienfluß verbinden.

Unſer Weg bleibt ſtets gleichförmig auf der ganzen Strecke der Umwölbung, die beim Stadtpark beginnt und ſich bis zur Engelgaſſe in Mariahilf dehnt.

Nach etwa tauſend Schritten veranlaßte uns der Hausmeiſter, links in einen Seitenſchacht einzutreten, der zum Schwarzenbergturm, einem Kiosk gleich dem Peſtalozziturm, führte.

Hier fanden wir auch die erſten unterirdiſchen Bewohner, zwei „Schrobs", wie die jüngeren Obdachloſen genannt werden. Sie lagen, da der Boden naß war, auf einem Haufen grobkörniger Steine, eng ineinander verſchlungen.

Einige hundert Meter von dieſem Schachte ſtand uns die erſte ſchwierige Aufgabe bevor. Es galt, durch ein etwa meterhohes und fünfzig Meter langes Rohr hindurchzukommen, um in die ſogenannte „Küche" gelangen zu können.

Dies ist ein etwa drei Meter im Quadrat großer Raum, in dem seinerzeit, während des Kanalbaues, die Arbeiter ihre Mahlzeiten kochten, und der jetzt von den Wien-Bewohnern zu den gleichen Zwecken verwendet wird.

Es kostete uns einen mutigen Entschluß, diesen Schlauch, der ein wenig aufsteigt, hinaufzukriechen. Wir rutschten auf den Knien mit gebeugtem Kopfe vorwärts, wobei wir uns mit den Händen gegen die Mauern stemmten. Gleich nach einer kurzen Strecke, die wir in der Röhre zurückgelegt hatten, mußten wir einen Menschen überklettern, der hier in dem feuchtwarmen Dunst nächtigte.

Wir leuchteten ihm mit der Laterne ins Gesicht.

Es war ein etwa achtzehnjähriger Bursche, der mit offenem Munde schlief. Seine eingesunkenen Augenlider, auf denen große, blaue Adern hervortraten, die eingeschrumpften, blutlosen Lippen, erweckten den Eindruck, als läge ein Ertrunkener da.

Nach etwa zehn Minuten Kletterarbeit langten wir in der Küche an. Mehr als die physische Anstrengung quälte uns dieser feuchtwarme Dunst, in dem sich Modergeruch und Ausdünstungen faulen Mistes vereinigten, so daß wir nur in kurzen Sätzen stoßweise atmen konnten.

Die Küche erwies sich übrigens als ein wirklich freundlicher Raum. Sie ist mit Ziegeln ausgemauert und macht einen reinlichen Eindruck. Am Boden liegt trockenes Stroh.

Etwa in zwei Drittel Hälfte der Höhe in der Rückwand beginnt neuerdings ein Schlauch (ein Gang) in etwa Meterhöhe mit flachem Boden, dessen Wölbung in Halbkreisform ausgemauert ist. Er führt etwa vierhundert

Meter weit bis zum großen Sammelkanal, mit dem er durch die früher beſchriebene Röhre den Wienfluß verbindet.

Ueberhaupt iſt es der Beruf aller dieſer auf der rechten Seite der Wien vorhandenen Röhren, Kammern und Schläuche, die Verbindung zwiſchen ihr und dem Hauptſammelkanal herzuſtellen, der ziemlich parallel mit dem Wienkanal läuft. Auf dieſe Weiſe ſoll in Fällen von Hochwaſſer der Abfluß des angeſchwollenen Sammelkanals möglich werden.

„Das is mir die liabſte Stranz'n, die Kuchel," wandte ſich der Hausmeiſter an uns. „Wann nur der Stadtkoller net ſo gach war'. Wann der harb wird, ſchwemmt er uns auſſa, ſamt unſere Tacken in d'Wean eini. Oft und oft is uns dös ſchon paſſiert. Und do muaß ana von guate Eltern ſein, daß er net in dem ‚Quatſch' daſauft." . .

„San a ſchon a paar Griasler umkommen auf dö Weiſ', in den Schmutz daſoff'n, der eahna Z'haus g'weſen is. . . 's Auffeg'n in der Höh' is net groß g'weſ'n. ‚Angeſchwemmte Leichen' is in an Zeitungsblattl g'ſtand'n. . . Konnten nicht agnoſziert werden, hat's drinn' g'haſſ'n." . .

„Agnoſziert! . . Daß i net lach'. All's muaß agnoſziert werden. Wird d'r aner geburn, heirat er, will er ſein elendig's Leben wegaſchmeiſſ'n, er muaß agnoſziert werd'n. So viel verintereſſiert ſich der Staat für uns. So ſchaut ſei a n z i g e Sorg' um uns aus. Ja net amol krepiern därf ma inkognito. Ma muaß agnoſziert werd'n".

Nach einigem Verweilen in der Küche kehrten wir durch die Röhre wieder in den Wienkanal zurück und gingen in der zuerſt angenommenen Richtung vorwärts.

„Jetzt komm'n ma untern Getreidemarkt und rechts eini zu der fliegenden Bruck'n und der großen Schleusen, wo dö Strotter eahnere Stranzen hab'n."

Auf unserem Wege dahin, etwa unter dem Naschmarkte, sahen wir mit einemmal Lichter am gegenüberliegenden Ufer erscheinen und gleich darauf kamen zwei „Pfiffgesellen"[1]) durch das Wasser herüber, zwei stramme frische Burschen, die den Spitznamen „Schwarzer Bua" und „Krähwinkler" führen.

Sie hatten die Hosen hoch aufgestreift, trugen Schuhe und Kleider in den Händen und lugten vorsichtig nach beiden Seiten aus, während sie die Wien, die an dieser Stelle eine ziemlich starke Strömung aufweist, langsam durchwateten.

Als sie unser ansichtig wurden, stutzten sie einen Augenblick.

„Schwimmts nur umma,"[2]) rief der Hausmeister zu den Zögernden hinüber. „'s is alt."[3])

„'s is alt . . . . 's is alt . . ., gaben die Wände rollend zurück.

Die beiden Bettgeher musterten uns einige Momente scharf und kamen dann ans Ufer herüber, wo sie sich die Füße trockneten, um dann den Weg zu ihren Lagern in der sogenannten Zwingburg einzuschlagen, von der hier später die Rede sein soll.

Wir gingen weiter, bogen in einen Seitenschacht

---

[1]) Dauernd Obdachlose.
[2]) herüber.
[3]) Keine Gefahr.

und gelangten über eiſerne Treppen zu den ſogenannten „fliegenden Brücken“.

Ein rieſiger Raum mit mächtigen Wölbungen, die förmlich kunſtgerecht ſchattiert ſind. Rechts fließt der Stadtkoller, der auf der rechten Seite durch hohe Kammern mit dem Wienfluß in Verbindung ſteht, während er links von einer jäh abfallenden Böſchung abgeſchloſſen wird.

Die Stiege, die hierher führt, mündet direkt in die eiſerne Galerie, zu den „fliegenden Brücken“, von denen der Raum auf drei Seiten begrenzt wird. Sie enden bei einer großen Schleuſe, die ſich bei hohem Waſſerſtand infolge einer ſinnreichen praktiſchen Konſtruktion ſelbſtſtändig öffnet.

Der Aufenthalt auf den „fliegenden Brücken“ iſt verhältnismäßig erträglicher als überall ſonſt. Zahlreiche viereckige Schachte führen von hier aus direkt auf die Straße, wo ſie durch Kanalgitter abgeſchloſſen ſind, und vermitteln die ſtete Zufuhr friſcher Luft.

Zu der Stiege zurückkehrend, beſichtigten wir die Strottergänge, worunter die Niſchen und Ecken im Aufſtiege zu den „fliegenden Brücken“ verſtanden werden ... Die Strotter pflegen in dieſen Gängen zu nächtigen, bevor ſie ſich am grauenden Morgen an ihre Arbeit begeben.

Ueberall liegt hier altes Eiſen in verſchiedenen Formen herum und über jeden dieſer Haufen ſind die Namens-Initialen des Eigentümers in großer unſicherer Schrift an die Mauer gemalt.

Gleich neben dieſen Gängen entdeckten wir am Rückwege ein neues Lager von Obdachloſen. Im Hintergrunde

eines langen, schmalen Schachtes schliefen auf einem Sandhaufen zwei „Tschunguſen".

Dieſe merkwürdige Bezeichnung wurde von den „Griaslern" für Unterſtandsloſe erfunden, die ihre Schlafſtätten ſtets wechſeln und von den Wienbewohnern nicht als Genoſſen aufgenommen werden. Die armen Teufel hatten aus dem feinen Sande förmliche Polſter gebildet, auf die ſie den Kopf betteten.

Das intereſſanteſte und frequentierteſte unterirdiſche Quartier aber im Wienkanal iſt die ſogenannte Zwingburg, die ſich unterhalb des Schwarzenbergplatzes befindet, und die wir bei einer unſerer nächſten Wanderungen beſuchten.

„Do müaß ma über d'Wean, auf d'andere Seit'n," erklärte uns der Hausmeiſter und im Nu hatte er ſich der Schuhe entledigt, die Hoſen hoch emporgeſtreift und ehe wir uns noch über dieſes unbequeme Abenteuer geäußert hatten, trug er uns einzeln am Rücken durch das Waſſer des Kanals, der an dieſer Stelle eine tüchtige Stromſchnelle aufweiſt.

Feſt und ſicher ſetzte der Hausmeiſter ſeine muskulöſen Füße in den ſchmutzigen, weichen Schlamm, den Rücken ſtark gewölbt, die Hände wie eiſerne Klammern um die Knie gelegt.

Es war mir eigentümlich zu Mute, als wir in der Mitte des Kanals angekommen waren, der ſich lautlos und ſchwer auf uns zubewegte. Unſere Lichter glänzten auf dem ſchwarzen Waſſer und zeichneten darin das Bild des Vagabunden, der wie ein verläßliches Laſttier vorwärts ſtampfte. Seine munteren guten Augen, ſeine ernſten

energiſchen Lippen und dieſe armen ausgehöhlten Wangen, die wie Säcke herabhingen.

Am Ufer angelangt, mußten wir neuerlich durch einen hundert Meter langen Schlauch.

Es war eine furchtbar anſtrengende Tour.

Es galt auf dem Bauche vorwärts zu kriechen, und erſt nach vielfacher Raſt kamen wir ganz erſchöpft und in Schweiß gebadet am Ende der Röhre an, die in einen gleichlangen, niedrigen gewölbten Gang mündet, durch den wir jetzt hindurch mußten. Hier konnten wir wenigſtens in gebückter Haltung vorwärtsſchreiten und uns ein wenig erholen.

Gleich nach einer kurzen Strecke erreichten uns drei Bewohner der Zwingburg, drei „Schrobs", mit den Spitznamen „Roter", „Gurginger" und „Judenbüabl" genannt. Sie begrüßten unſeren Führer mehr mit den Augen, die ſich heimlich nach uns erkundigten. Sofort machte der Hausmeiſter ein charakteriſtiſches Zeichen mit der Hand und nach etwa weiteren fünf Minuten ſtanden wir endlich vor der Zwingburg ſelbſt.

Ein kluger Kopf muß dieſe Oertlichkeit entdeckt haben, deren Zugang einer Dachsfalle gleicht und ihren Bewohnern vor Ueberraſchungen durch die Polizei die größte Sicherheit bietet.

Wir ſahen uns zuerſt einer anderthalb Meter hohen Böſchung gegenüber, unter welcher der Sammelkanal, der gewöhnlich ziemlich tief iſt, ſein Bett hat. Und gerade gegenüber dem Schacht, den wir eben verlaſſen hatten, erblickten wir den Eingang zu einer Kammer, den Schlafſtätten der Zwingburgbewohner, vor dem ein alter Kotzen als Vorhang

befestigt war. Ueber den Kanal ist ein schmales, schwankendes Brett gelegt, das von der Böschung zu den Schlafstätten hinüberführt.

Unternimmt nun eine polizeiliche Streifung die strapaziöse Tour durch die engen Röhren, in denen nur sehr schlanke, graziöse Wachleute fortkommen können, dann ziehen die Griasler das Brett hinüber und sind in ihrem Versteck unerreichbar. Uebrigens sind von der Kammer selbst aus, die mit vielen kleinen Kanälen in Verbindung steht, unzählige Fluchtgelegenheiten vorhanden.

Der Grund, weshalb die Obdachlosen sich hier verschanzen, ist nicht etwa darin zu suchen, daß die Leute die Einziehung wegen schwerer Verbrechen befürchten, denn es sind zumeist harmlose Burschen, denen lediglich die immerstimmenden Vagabundenparagraphen etwas anhaben können, aber sie wollen jene Aushebungen vermeiden, die nur ordnungshalber erfolgen und den Aermsten nicht einmal diesen traurigen Ruheplatz gönnen. An Tagen, wo solche Streifungen zu befürchten stehen, sind deshalb vor der Kammer Wachposten aufgestellt, die den Genossen das Herannahen der Streifungen signalisieren.

Die letzten Obdachlosenunterschlüpfe im Wienkanal fanden wir außerhalb der Umwölbung beim Stadtpark. Wir mußten einen vor Schmutz starrenden Aufzugsschacht besteigen, in dessem Hintergrunde sich die sogenannte „Schmittn" befindet, ein kleiner, aus Ziegeln gemauerter gewölbter Raum, in dem während des Kanalbaues eine Schmiede installiert war.

Hier schliefen auf einem umgestürzten Schiebkarren zwei junge Burschen.

In ihrem Geſichte lag der Ausdruck gierigen Verlangens nach Ruhe. Ihre Leiber rangen förmlich um ein Stückchen Platz für ſich.

Und einen Schritt weiter trete ich in einen kaum meterbreiten Raum unter der eiſernen Wendeltreppe, die zum [illegible] Hier lagen drei Menſchen am [illegible] gehüllt. Es war ein Bild, das [illegible]s geſchaffen haben könnte, den [illegible] bewegt hat.

[illegible]ugen, die planlos vor ſich hinſ[illegible]norgen . . . ein Jahr . . . Wie [illegible]tragen? Und der Körper verl[illegible]t. Die Hoffnung wird allmäl[illegible]ſigkeit, die ſich dehnt, ſoweit er d[illegible]

[illegible]Burſch mit einem Geſicht wie [illegible]ar nicht die Erſchöpfung eine[illegible]eſiegen kann. Auf dieſem Me[illegible]hſale eines verpfuſchten Leb[illegible]

[illegible]ſch mit harten, verbiſſenen Züg[illegible]tigkeit ſteht in ihnen. Hat er ſa[illegible] ſich beſiegt und gibt ſich, müde des Kampfes, willig der Erſchöpfung hin? . . .

Erſchüttert und beladen mit einem unerklärlichen Schuldgefühl trete ich den Rückweg an, kehre wieder zurück in das reiche, lebendige Leben.

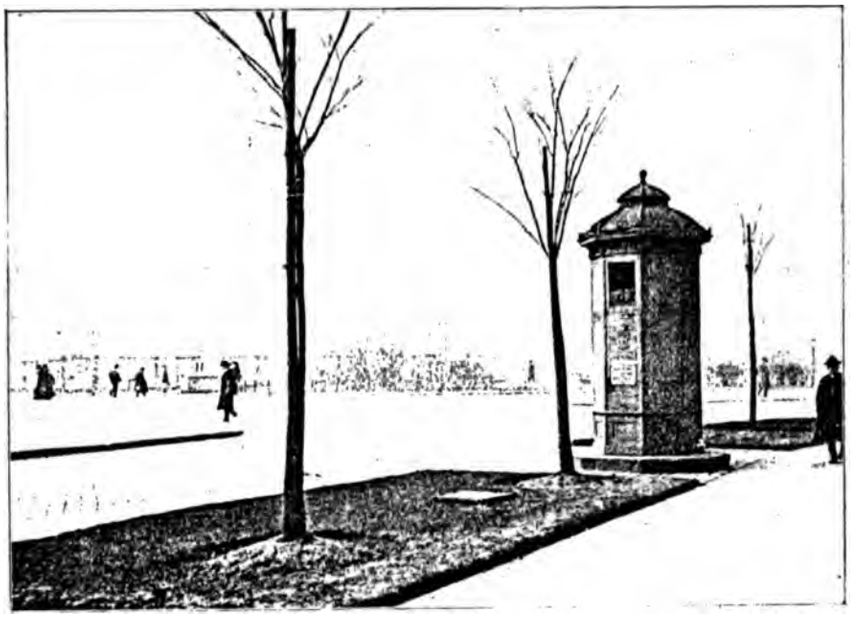
Vor uns liegt der Karlsplatz.

Seine vornehme, ſichere Ruhe leugnet die Fülle menſchlicher Leiden, die er unter ſich verbirgt.

Im Hintergrunde die Kirche ragt in das nächtige Dunkel auf. Stolz und sieghaft, als habe sie alles gehalten, was sie versprochen.

Und in meine mutlosen Zweifel ruft sie wieder ihr strenges, uraltes Versprechen: „Selig sind, die Verfolgung leiden, denn ihrer ist das Himmelreich . . .“

Schlafecke unter einer Wendeltreppe.



Der Turm am Karlsplatz.

Eine Nacht im Männerheim.

Es war im vorigen Winter, da wurde es überall in den Elendsquartieren erzählt: Ein Märchen von einer himmlischen Unterkunft auf Erden. In den Suppen- und Teeanstalten, den Klubs der Unterstandslosen, raunte man sich Geschichten zu von dem neuen „Männerheim“ in der Meldemannstraße in der Brigittenau, berichtete aufgeregt von seinen Wundern an Eleganz und Billigkeit. Da beschloß ich, es auch eine Nacht dort zu versuchen.

Ich legte mir also das Kostüm eines armen Teufels zurecht, markierte die Abgerissenheit möglichst auffällig und wanderte dann abends durch die Brigittenau. Der aufmerksame Blick eines Wachmannes, der für meine „Bedenklichkeit“ zeugte, machte mir solches Vergnügen, daß ich in Versuchung kam, mein polizeiwidriges Aussehen durch eine Wachebeleidigung wirksam zu ergänzen.

Mein Weg führt mich wieder durch die Wallensteinstraße, die Hauptstraße des Armeleutbezirkes. Es war etwa sechs Uhr, die Zeit, in der die Brigittenauer eine Art Korso abhalten. Heimgekehrte Arbeiter bummeln mit Weib und

Kind die Straße auf und ab, vor arm beleuchteten Schaufenstern, in denen billiger Kram, mit Inschriften versehen, aufreizend arrangiert ist.

An den dunklen Straßenecken lehnen lichtscheue junge Burschen. Sie sind meist in Gesellschaft von Dirnen und sprechen halblaut und ernst. Offenbar von Geschäften.

Gegen die Dresdnerstraße zu wird es mit einemmal einsam. Hier gibt es keine Okkasionsläden mehr, die Straße ist dunkel und leer, und einige Schritte weiter in den Nebengassen empfängt mich unheimliches Düster. Die Pflasterung ist hier sehr vernachlässigt und die Laternen so spärlich, daß man ein Gefühl der Unsicherheit nicht los wird. Mühsam und durch fortwährendes Fragen gelang es mir endlich, den Weg zum Männerheim zu finden.

„'s Männerheim suachen S'," sagte mir ein Arbeiter, den ich um Auskunft bat, „dös neuche Palais für Volksbetrug? Wann S' a paar Netsch ham, tragen S' ös liaber zum Branntweiner!" Der Mann sprach mit dem Pathos eines Versammlungsredners. Als er sah, daß ich unbekümmert meinen Weg fortsetzte, schrie er mir nach: „A Schwindel is' für die Grean' . . . a Schwindel!" und machte eine wegwerfende Handbewegung.

Einige Minuten später stand ich vor dem Männerheim. Ein breit angelegter moderner Bau, der auch ohne die Tafel, die am Portal angebracht ist und seine Bestimmung anzeigt, den typischen Charakter eines „Heimes" aufweist. Eine große elektrische Bogenlampe, die über dem Tor hängt, dient den über Hügel aufgeworfener Erde stolpernden Leuten als Wegweiser.

Im Vergleich zu den anderen kleineren Häusern ringsum und den nackten Fabriksbauten im Hintergrund macht das Heim einen stolzen Eindruck.

Ich öffne das Tor und stehe, überrascht, in einem Vestibül, das einem guten Hotel keine Schande machen könnte. Angenehme Wärme umfängt mich, und ich denke an die freundliche Überraschung, die die Bettgeher hier empfinden müssen, wenn sie, von schwerer Arbeit heimkehrend, aus dem Froste draußen in die wohlige Behaglichkeit eintreten.

Links im Korridor befindet sich ein Schalter, an dem die Einlaßkarten gelöst werden. Ich trete an die Kasse und werde von einem jungen, sehr scharf dreinblickenden Beamten gefragt, was ich wünsche.

„An Unterstand möcht i' für a Nacht," sage ich. „I möcht's z'erscht amal probieren."

„Sie heißen?"

Ich nenne den Namen des Helden des letzten Romans, den ich gelesen habe. Der Beamte sieht mich erstaunt an. Der klingende Name will ihm offenbar nicht zu meinem schäbigen Anzug passen.

„Haben Sie einen sicheren Verdienst?" fragte er weiter.

„Jawohl," antwortete ich erfreut. „Ich verdiene nichts."

Wieder ein erstaunter Blick des Beamten, der mir jetzt gegen Erlag von dreißig Kreuzern eine Anweisung auf eine Bettstelle überreicht. Ich stelle fest, daß ich in die undefinierbare Kategorie der Hilfsarbeiter eingereiht wurde.

Ein freundlicher junger Burſche, der eine gelbe Armbinde mit der Aufſchrift „Männerheim“ trägt, nimmt mich nun in Empfang und führt mich in den Speiſeſaal. Wieder bin ich angenehm überraſcht von der Eleganz des Raumes, der von zwei Bogenlampen erhellt wird und deſſen Wände bis zur halben Höhe mit blaßgrünen Kacheln verkleidet ſind.

An langen, braun polierten Tiſchen ſitzen hier wohl zwanzig Perſonen. Am Ende des Saales befindet ſich ein Schalter, an dem Speiſen zur Ausgabe kommen, die ſich jeder ſelbſt holen muß.

Wie mir ein Bedienſteter erklärt, erfolgt der Verkauf nicht gegen Bargeld, ſondern gegen Marken, die gegen Einwurf entſprechender Nickelſtücke durch drei Automaten, und zwar zu zwei Heller, zehn und zwanzig Heller entnommen werden müſſen. Ich wähle nun aus der nächſt dem Schalter affichierten Speiſekarte ein beſcheidenes Nachtmahl.

Die Preiſe ſind lockend billig. Ich ſah einen tüchtigen Schweinsbraten mit Beilage vorübertragen, der laut Karte 19 Kreuzer koſtet. Ein komplettes Mittagmahl iſt ſchon um 23 Kreuzer, Tee und Kaffee um 5 Kreuzer, eine Suppe mit Einlage um 4 Kreuzer erhältlich.

Etwas ſkeptiſch nahm ich, nachdem ich mir die hier geltende Münze verſchafft hatte, mein gewähltes Menu in Empfang. Ich hatte mir einen „Ruſſen“ als Vorſpeiſe erkoren, dem ich „geröſtete Nierndln“ und einen „Halben“ Abzug nachfolgen ließ. Den Beſchluß des Speiſeprogramms bildete eine Rieſenportion Suppe mit einem überlebensgroßen Knödel darin. Die Speiſen waren ſämtliche ſehr gut.

Nachdem ich meine Sachen erhalten hatte, nahm ich an einem der Tische rechts neben den Eingangstüren Platz, wo zwei Leute saßen, die mein Interesse erregt hatten. Der eine war mit einer Art mühsamer Eleganz gekleidet. Der Gehrock befand sich knapp vor der „Glanzzeit". Die Fasson der Stiefel, die stark abgenützt waren, wies auf eine gute Herkunft hin und aus der tadellosen Wäsche konnte man erkennen, daß man es hier mit einem „Kavalier" zu tun hatte. Der andere, anscheinend im gleichen Alter, mußte ein Agent sein. Sein Gesicht behielt stets den Ausdruck jenes stereotypen, entgegenkommenden Lächelns, mit denen Leute seines Berufes ihre Waren ausbieten.

„Gu'on A'mò," sagte ich urwüchsig und nahm an dem Tisch der beiden Platz. Der Elegant sah mich einen Augenblick mit seinen trüben Augen an und erwiderte dann meinen Gruß leise und unschlüssig, während der Agent sich begnügte, mir einen keineswegs sympathischen Blick zuzuwerfen. Ich tat möglichst ungeniert und vertiefte mich anscheinend sofort in meine Mahlzeit.

Nach längerem Stillschweigen setzten die beiden ein offenbar schon vor längerer Zeit begonnenes Gespräch fort. Der Elegant sagte: „Es ist eben nichts, mein Bester. Sie reden vom Duell wie von einem Geschäft. In Sachen der Ehre wird nicht ‚gehandelt'."

Seine heisere, dünne Stimme schwoll in komischer Weise an und mir ward es bald klar, daß sich diese beiden Menschen feindselig gegenüberstanden. Sie hatten sich offenbar nur zusammengefunden, weil sie beide bessere Röcke trugen als die anderen und sich nicht unter die Arbeiter mengen wollten.

„Warum reden Sie vom Handeln? Der Kaufmann ist doch auch ein anständiger Mensch, der dieselben Ehrbegriffe hat wie der Offizier," antwortete der Agent in bösem Ton.

Der Elegant schüttelte mehrmals heftig den Kopf und schickte sich an, etwas zu sagen. Er trank aber nur mit einem Zug sein Glas Bier aus und stand gleich nachher auf, um ein frisches zu holen.

„Der trinkt wohl?" sagte ich möglichst devot, zu dem Agenten gewendet. „No und ob. Rum und Ehre . . ." antwortete er lachend und stolz auf diesen Witz.

Indessen hatte sich die Zahl der Gäste wesentlich vermehrt. Jeden Augenblick öffnet sich die Tür und ein Mensch in schlechtem Anzug, zumeist eine Tasche unter dem Arm, tritt ein. Den meisten dieser Leute sah man es an, daß sie unsäglich müde waren.

Der Elegant kehrte nicht mehr zurück. Er trank, am Schalter stehend, sein Bier und warf von Zeit zu Zeit verächtliche Blicke nach dem Agenten.

Ich trat nun auf eigene Faust einen Rundgang durch das Haus an. Gleich neben dem Speisesaal befindet sich ein geräumiges, sehr nett eingerichtetes Lesezimmer, das zwei Abteilungen, eine für Raucher, die andere für Nichtraucher, besitzt. Hier gibt es Tagesblätter und eine hübsche Bibliothek, die den Gästen zur Verfügung steht. Die meisten Bücher sind leichte Romane und populärwissenschaftliche Schriften. Auch Schreibtische gibt es da, auf denen sich die nötigen Requisiten vorfinden, um Korrespondenzen erledigen zu können.

Ein Bediensteter, der mein Interesse für die Einrichtungen bemerkt, nimmt sich meiner an: „Sö möcht'n

Ihna dö G'ſchicht a biſſl anſchau'n; alsdann kommen S' mit mir."

Er führte mich vorerſt in das Souterrain, wo ſich eine vollkommen eingerichtete Badeanſtalt befindet. Die ſelbſtändige Benützung einer Kabine koſtet für Mieter des Männerheims 25 Heller. Fußbäder, die in einigen marmornen Mulden genommen werden können, ſtehen nebſt Wäſche jedem Bettgeher den ganzen Tag über koſtenfrei zur Verfügung. Weiter befindet ſich im Souterrain eine Keſſelanlage zur Desinfektion, ein großer Gepäcksraum zur Unterbringung der Habſeligkeiten der Mieter und eine Raſierſtube. Im Hochparterre gibt es Garderoberäume, ein Ankleidezimmer, eigene Putzräume, ein ärztliches Sprechzimmer, in dem der dienſthabende Arzt unentgeltlich ordiniert, und ein Marodenzimmer.

„No, wie g'fallt's Ihna da?" fragt mich mein Führer lächelnd. „War' ſchön, wann S' das Klangeld hätten, daß S' dableib'n könnten, was?" — „Wann i ſcho' a Klangeld kriagat, möcht' i glei lieber das, was dös all's koſt't hat," antwortete ich diplomatiſch. — „Sö, Schlankl; wiſſen S', daß der Bau über a halbe Million Kronen 'koſt'?" Er nimmt in der Erregung beide Hände zu Hilfe, um mir die Größe der Summe begreiflich zu machen. „Und was hat m'r davon? Nöt amol achtzig Leut' ſan bis jetzt da. Dös Glumpert waß dös Heim ja gar nöt zu ſchätzen. Vor a paar Täg' waren a paar Arbeiter aus Karwin da. Zwa von dö Kerl'n ſan glei wieder furtgangen. Sö ham g'mant, es war' eahna z' fein da. Z' rein is' eahna; ſö können ohne Schmutz nöt leb'n, das is die G'ſchicht!"

Ich kehrte nun nach meinem Rundgang in den Speiſeſaal zurück. Es war zehn Uhr geworden, und die meiſten Leute hatten ſich bereits zur Ruhe begeben. Der Elegant ſaß noch da. Er war allein und rauchte nachdenklich eine billige Zigarre.

Während ich unter den paar Leuten Muſterung hielt, entdeckte ich am letzten Tiſch, der zu unterſt im Saale ſtand, einen maleriſch zerlumpten Vagabunden. Er hatte wunderbares, wirres Haar und dunkle Augen und lehnte in trotziger Haltung breit über dem Tiſch. Meine bereits geſunkene Hoffnung auf ein intereſſantes Erlebnis belebte ſich. Raſch ſtand ich auf, brachte meinen Lumpenanzug durch entſprechende Haltung zur Geltung und näherte mich kollegial jenem Tiſch.

„Servus, Sö erlauben," ſagte ich keck und ſetzte mich breit auf die Bank, meinem Vagabunden gegenüber.

„Ich habe nichts zu erlauben," kam es in deklamierendem Ton zurück.

Ich horchte entzückt auf. Meine Hoffnung ſtieg.

„Sö ham recht," ſagte ich, auf den Ton eingehend; „ſo arme Hund' wie mir . . ." —

„Warum arm?" erwiderte jener höhniſch und ſah mich forſchend von der Seite an. „Haben wir nicht Arme, um zu kämpfen? Haben wir nicht das Blut vor den anderen voraus? Und das Blut iſt das Wichtigſte, mein Lieber. Uebrigens laſſen wir dieſen beſonderen Saft," fuhr der Mann fort. „Ich frage nicht, wer du biſt, oder ob du eines Diebſtahls oder Mordes fähig, aber eines muß ich wiſſen, bevor wir noch ein ‚Seitel' trinken: Welche Weltanſchauung haſt du?"

„Meine Meinung von der Welt hab' i mit meine guten Kleider verklopft," sagte ich.

Seine Augen glänzten. „So gefällst du mir. Jetzt erzählst du mir deine Geschichte, damit wir gute Freunde werden."

„Wissen S' was, fangen Sö z'erscht an," sagte ich, gespannt, den Lebensroman dieses originellen Kauzes zu kennen.

„Später, zuerst du," erklärte er jedoch in befehlendem Tone.

So erzählte ich denn eine Spitzbubengeschichte im Wiener Dialekt. „Herrlich, herrlich," rief mein neuer Freund jedesmal aus, und als ich fertig war, sagte er erschüttert: „Wunderbar! Mensch, ich werde Sie berühmt machen. Sie werden Geld verdienen." Und dann neigte er sich zu meinem Ohr und flüsterte mir zu:

„Jetzt kann ich es Ihnen sagen. Ich bin ja kein Vagabund, sondern Journalist, Redakteur des . . . Blattes in Krakau, und wollte in dieser Verkleidung nur Studien machen."

„Wa-a-as!" schrie ich auf und machte beinahe Miene, meinem Vagabunden an die Kehle zu fahren. Ich besann mich aber und rächte mich viel fürchterlicher, indem ich ihm sogleich auch mein Geheimnis verriet. Was blieb uns übrig, als uns traurig die Hände zu schütteln und, da es bereits elf Uhr war, uns zu unseren Schlafstellen zu begeben.

„Den Roman, den Sie erzählt haben, könnte man aber wirklich schreiben," sagte mein Kollege beim Abschied. „Werden Sie mir den Stoff überlassen?"

„Tut mir leid," antwortete ich kalt. „Conan Doyle, der ihn zu einem Roman verwendet hat, hat sich alle Rechte vorbehalten."

Ich bezog nun meine Schlafstelle Nr. 98 und muß gestehen, daß ich selbst auf dem schlechten Ruhekissen eines mit Falschmeldung beladenen Gewissens einen traumlosen, ruhigen Schlaf genoß.

Als ich die luftige Schlafkabine und bald danach auch das Männerheim verließ, traf ich beim Ausgange mit meinem polnischen Kollegen zusammen.

„Eine spaßige Geschichte!" sagte ich verbindlich.

„Ja, ja, sehr komisch," erwiderte er wütend.

„Ich habe die Ehre, Herr Kollega!"

Wir lüfteten höflich unsere defekten Hüte . . .

Taſchendiebe.

Ein kühler Tag, der aber noch in heller Sommerfreundlichkeit glänzt. Im Ueberrock kann man ſich faſt den Juli erträumen.

Die Praterſtraße zeigt ihr wenig ſympathiſches Feiertagsgeſicht. In den Vorgärten dieſer ewigen Cafés ſind zumeiſt Gruppen der zweifelhafteſten Exiſtenzen im Sonntagsrock zur Schau geſtellt. Ihre markierten Geſichter verraten ſie, die Zeichnung ihrer Köpfe iſt die Enthüllung ihrer Vergangenheit.

Viele kleine Artiſten ſitzen herum, mit lügneriſcher Eleganz gekleidet, Bühnengarderobe zweiter Garnitur, neben Mädchen mit echten Boutons und müde gelaufenen Schuhen. Die monumentale Vornehmheit der Straße ſcheint wie beſudelt durch das ſchlechte Talmitum ihrer Sonntagsgäſte.

Es iſt vier Uhr nachmittags, als mich ein heller, blühender Tenor begrüßt: „'n Morgen, Herr Doktor!“

Der Detektive hält das Rendezvous pünktlich ein und langt eine Athletenhand zu mir herüber, die ich vorsichtig erfasse. Dabei streckt er einen tüchtigen Bauch vor, der unserer Begrüßung ungemeine Herzlichkeit verleiht.

Als mich dieses Organ des öffentlichen Sicherheitsdienstes zum erstenmale auf die geschilderte Wiener Philisterart bewillkommte, fiel mir ein lustiges Bild ein: Die angelnde Justitia, die an die ausgeworfene Leine dieses überlebensgroße Stück Speck getan.

Wir stehen vor einem kleinen Café und schlendern jetzt durch die Menschenzeile, die beim Tegetthoffmonument abschneidet, im allgemeinen Bummeltempo hinab gegen den Stadtbahnviadukt. Wir wollen Taschendiebe, diese hurtigen Detailkünstler, bei der Arbeit beobachten und gehen deshalb in den Prater hinunter. Dort, wo die entbehrlichen Kreuzer rollen, sitzen auch die Börsen nicht fest. So kann der Prater auch als ihr einziges tägliches Arbeitsfeld gelten.

Anderswärts sind die Geschäftsgelegenheiten der Diebe unregelmäßig. Da bedarf es der gefälligen Sensation der Straße, die Menschen zusammenruft, atemlose, neugierige Menschen. Man kann sagen, daß der Börsenzieher von den vorfallenden Wichtigkeiten des öffentlichen Lebens einfach abhängig ist. Etwa wie der Börsenspieler. Sicher ist von dem Begräbnisse eines Prinzen bis zu dem Leichenbegängnisse eines anderen durchaus kein Geschäft zu machen. Zwischen diesen roten Tagen ergibt sich der Taschendieb irgend einem bürgerlichen Berufe.

Mein Detektive, der voll sozialer Bosheit steckte,

so gar nicht kaiserlich-königlich, eifert mich zu solchen Reflexionen an. Er zieht böse, wenn auch leider verbrauchte Vergleiche zwischen straffälligen armen Taschendieben und verruchten, aber anerkannten Staatsbürgern. Er zeigt einen bemerkenswerten Sinn des Mitleids für die Gauner, die er nun einmal verhaften muß. Natürlich, wenn er sie kriegen kann. Das ist sein Beruf und hat mit den Prinzipien nichts zu tun. Er gibt ungefähr an, daß sein Leben nun einmal so sei, das ihn zum Polizisten gemacht hat.

So gelangen wir zum Viadukt, wo ein kurzer Mensch auf uns zutritt. Er sieht aus wie ein Arbeiter, der etwas von seinem Wochenlohn erübrigen kann. Er greift an den Hut und umfaßt mich blitzschnell mit einem kurzen Blick. Dabei habe ich das Gefühl, daß er einen lückenlosen Steckbrief meiner Wenigkeit seinem Gedächtnisse einverleibt hat. Dann flüstert er meinem Begleiter zu:

„Zwa Ungarische san da und arbeiten damisch. Beim Preuscher hab' ich s' verlor'n. Vielleicht san s' bei der Tramwayhaltistell'." Er eilt an uns vorbei.

Mein Begleiter erklärt mir, daß der Mann ein Privatdetektive ist, der auch für das Sicherheitsbureau „in Taschendieben" arbeitet.

„Na alsdann, Herr Doktor, da gibt's ja zu tun," lachte er, während wir die Gasse der Blumenweiber und den Würstelmarkt hinter dem Bahntunnel passieren.

Schon hat uns der Praterlärm vollends. Er läuft hinaus bis auf die Praterstraße und surrt Opernouverturen und Gassenhauer durcheinander, Walzer und Märsche, von

Inſtrumenten aller Art verhunzt, klingen durcheinander und verdichten ſich zu dem kreiſchenden Schreien: „Herrrein! . . . Hallo—o—oh! . . . Herrrein! . . . zehn Kreuzer!“

Jetzt erblicken wir den Agenten von vorhin. Er ſteht vor der Preuſcher-Bude und winkt uns mit den Augen heran.

„Das Beſte, was der Prater bietet, meine Herrſchaften! Treten Sie ein in das Reich der Myſterien der Natur. Das großartigſte, das erhabenſte Schauſpiel des Kontinents! Und was zahlen Sie? Nur zehn Kreuzer per Perſon!“

Der elegant gekleidete Rekommandeur ſchreit nicht nach Art ſeiner Kollegen. In vertraulichem Halblaut und diſtinguiertem Hochdeutſch doziert er nur für die Nächſtſtehenden. Und in einem Tone, in dem man dem Bedürftigen privatim einen guten Rat erteilt. Seine nachläſſigen Handbewegungen ſagen höflich bedauernd: „Wenn Sie es nicht einſehen, auch gut. Es iſt ja nur Ihr Schade, mein Lieber . . .“

„Doktor, dös ſan's,“ fährt plötzlich der Agent auf und zieht mich nach vorne. „Dort, dö zwa. Segn's es?“ Er gibt mir die Richtung an.

Ja, da ſtehen die zwei wirklich knapp neben dem Schaufenſter, in das viele Leute gucken. Darin eine Szene: Ein alter Hausdiener, den Staubwedel in der Hand, iſt auf ein Sofa geſunken. Das Geſicht zeigt den Tod in übertriebener Entſtellung. Eine Uhr ſchlägt. Darunter ſteht: „Die letzte Stunde“. Männchen und Weiblein bleiben ſtehen, die zum Tanz wollen und zum Ringeln und werden nachdenklich.

Hier stehen die Zwei mitten im Gedränge. Sie bilden eine Art Kai, durch den die Leute müssen, die sich zu dem Bilde drängen. So üben sie Kontrolle, daß keiner durchkann, der die Börse am rechten Fleck hat.

„Kommen S' näher," drängt mich der Agent, unauffällig nach den beiden Dieben sehend. Er schiebt mich vor sich her, geradeaus zwischen die Leute.

„Bitte sehr . . ., gestatten Sie," sagte er hinter dem Rücken der Leute leise, aber in einem Tone, der keinen Widerspruch kennt. Es klingt so, wie das stolze, erschreckende „Im Namen des Gesetzes", und immer wieder wenden sich rasch zwei Köpfe und in den Gesichtern steht Staunen, aber auch ergebene Willigkeit und ein halbes „Bitte!" auf den Lippen.

Nun sind wir ganz nahe bei den Dieben und können sie genau sehen. Der eine kann wohl kaum älter als Zwanzig sein. Er hat einen kleinen Kopf und trübe, schielende Augen. Seine Züge sagen gar nichts. So kann auch ein Mensch aussehen, der ein belobtes Leben geführt hat. Ein fleißiger Spezereikommis etwa. Eben steht er neben einer kleinen, alten Frau, die ein Kind an der Hand hält. Auf seinem linken Arm hängt ein Ueberzieher. Er drängt sich dicht an ihre Seite und streckt den Hals über ihre Schultern. Man müßte glauben, daß er ungeduldig und neugierig ist. Dabei sehe ich deutlich, wie er den Arm mit dem Ueberrock an den Körper der Frau anlegt.

Ich schiebe schnell einen langen Menschen zur Seite, der sich vor mir auf die Fußspitzen gestellt hat und mir die Aussicht sperrt. Und jetzt kann ichs auch sehen, wie die rechte Hand unter dem Ueberzieher herumkriecht und

ſucht. Man kann es an den leiſen Wendungen des Ellbogens erkennen.

Mein Agent ſteht hinter mir und flüſtert: „Segn's, wie er orbat mit der linken Hand. Er ſcheint aber nix zu kriegen. Der durt vor ihm ſteht, der mit dem Girardihut, dös is ſei Kompagnon. Der macht die ‚Mauer'."

Knapp vor der Frau ſteht der mit vorgebeugtem Rücken. Seine Aufgabe iſt es, ſie feſtzuhalten. Sie ſoll feſtgekeilt werden, damit der andere ruhig ernten kann. —

Mein Führer hat ſich allmählich bis zu ihm vorgedrängt. Jetzt beginnt ſeine Tätigkeit. Er muß den Dieb in flagranti erfaſſen. Kommt er auch nur Sekunden zu ſpät, kann der die Börſe im Gedränge wegwerfen und der einzige Schuldbeweis fehlt. Deshalb hält der Agent die Hand ſchon zum Griffe bereit. Aber plötzlich läßt der Kleine von der Frau ab. Er drängt zurück und huſtet. Sofort wendet ſein Komplize den Kopf und weicht langſam und unauffällig zur Seite, der Frau freie Bahn laſſend.

„I hab's ja g'ſagt, er kann nix kriegen," flüſtert mein Führer.

Ein junges Mädchen tritt an die Stelle der Frau, und ſofort hemmt ſie der ältere Dieb am Weiterkommen, während ſich der Kleine an ſie heranmacht. Aber mit reſoluten Ellbogenſtößen drängt ſich das Fräulein vorbei und läßt die geärgerten Diebe hinter ſich.

Gleich darauf kommt die Menſchenmauer in Bewegung und das Publikum fluktuiert ſo, daß jede Arbeit der Diebe illuſoriſch iſt.

Einige Schritte von uns entfernt bemerken wir den Privatdedektive, der jene Frau anhält. Ich sehe, wie sie ihn erschrocken ansieht und nervös in den Taschen herumsucht. Endlich zieht sie eine Börse heraus und steckt sie befriedigt ein. Mit scheuen Blicken auf die beiden Diebe, die jetzt abseits stehen, entfernt sie sich eiligst, das Kind hinter sich herziehend.

„Die Zwei hab'n Pech," sagte mir mein Begleiter. „Ich hab' schon g'laubt, sie hab'n was. Der junge scheint übrigens a Anfänger zu sein. Er traut sich no nit recht."

Und dann gehen wir hinüber zu einem kleinen Wirtshaus, wohin sich die beiden Diebe gewendet haben. Sie sprechen erregt miteinander, heftig gestikulierend. Nun treten sie in den Gasthausgarten ein und wir folgen ihnen.

Der Garten ist verhältnismäßig schütter besetzt. Es sind nur Leute der ärmsten Klasse da, die ihr Bier möglichst billig trinken wollen. Sechs Kreuzer den halben Liter. Diese Menschen sind nicht sehr vergnügt, meist still. Oft sitzen ganze Familien um ein Glas herum und trinken abwechselnd. So sitzen sie den Sonntag ab, der da ausgezeichnet ist vor allen anderen Tagen . . .

Die beiden Diebe gehen langsam zwischen den Tischreihen hin und her. Ihre Augen laufen wie zwei rührige Agenten unter den Leuten herum. Endlich wählen sie ihren Platz bei einem Mädchen, das allein ihr Bier trinkt. Sie hat den Kopf auf einen Arm gelegt und scharrt nervös mit den Füßen im Sande.

„Zwa Abzug," ſagt ein ſchmieriger Kellner, als ob er uns etwas zu befehlen hätte, und ſtellt die Gläſer hin. „Macht zwölf. Danke!"

„I bitt' Sie, Doktor, ſchau'ns Ihna nur den Klan' an. Wie er ſich anſchmeißt an das Madel."

Die Kerle machten ihre Sache wirklich tüchtig. Der Aeltere rückte nahe an das Mädchen heran und griff nach ihrer Hand und ſpielte mit den Fingern. Es mußten galante Dinge ſein, die er ihr ſagte, während er ſeinen Kopf ihrem Geſichte immer näher brachte, denn ſie lachte immer kurz auf, das eigentümliche hyſteriſche Lachen, das wiſſende Mädchen für Pikanterien übrig haben.

Jetzt ſtand der Kleine auf und ſtellte ſich rechts neben ſie. Und indem er ſo tat, als wollte er ſie leicht um die Mitte nehmen, rollte der Mantel wie ein Vorhang von ſeinem Arm herab und deckte ihren Rücken. Seine rechte Hand fuhr liebkoſend über ihren Arm und ſchlich gleich darauf unter den Mantel.

Mein Agent ſpringt auf und im Augenblick ſteht er hinter dem kleinen Dieb mit ganz gleichgültiger Miene. Er nimmt langſam eine Zigarette heraus und tut ſo, als wäre er nur ſtehen geblieben, um ſie anzuzünden.

Jetzt kommt die Hand des Kleinen vorſichtig taſtend hervor. Sie hält einen kleinen Gegenſtand mit einem glänzenden Knopf.

Im Nu hat der Agent dieſe Hand gefaßt. „Sie!" Der Dieb wendet ſich jäh um. „Geben's die Börſe her," ſagt mein Mann ruhig, einen feſten Griff nehmend. „Börſe? Hab' ich Börſe?" ſtottert der Kleine ſehr erſchrocken, während ſein Komplize aufſpringt, um ſich davon zu

machen. Aber schon steht der Privatdetektiv hinter ihm und hält ihn fest. „Bassama," flucht er, sich mit aller Macht gegen die geschickten Hände des Polizisten wehrend.

In einigen Augenblicken aber haben sie sich beruhigt und der Kleine hat die Börse herausgegeben. Es sind kaum fünfzig Kreuzer darin.

Das bestohlene Mädchen ist wohl am erstaunten. Ihr verschlafenes Gesicht, das sich plötzlich in dem Ausdrucke höchster Verwunderung verzogen hat, macht einen komischen Eindruck.

„Falutten schäbige," sagte sie endlich, als sie die Sachlage erkennt. Sie gibt den Agenten ihre Adresse bekannt, zieht sich den dünnen Kragen enger und geht dann mit taumelnden, eigentümlich schlürfenden Schritten davon, die Röcke hochziehend. Nach einem Stück bleibt sie stehen, dreht sich um und macht eine Grimasse, worauf sie sich dann rasch und tänzelnd entfernt.

Die Agenten lachen. Sie haben die beiden „Burschen", wie sie sagen, in die Mitte genommen und machen jetzt Feierabend. Sie wischen sorgfältig den Schweiß von Stirne und Hals, richten sich zurecht und stecken Zigarren an. Es ist sieben Uhr geworden, als wir beim Viadukt anlangen.

Die beiden Diebe gehen müde neben den Agenten. Der eine steckt die Hände wurstig in die Hosentaschen und flucht leise. Er hat das Seine getan, und schließlich, was läßt sich da machen? Der andere wirft nervös mit den Armen herum und macht traurige Augen.

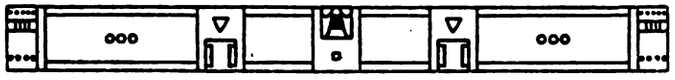
Hinter uns glüht der Prater auf in seinen prächtigen, vielgestaltigen Lichtern.

„Weißt du, daß wir in Zwang kommen?“ ſagt der ältere Dieb mit unterdrückter Stimme zu dem Kleinen. Der Ton iſt häßlich. Als ob er ſich ſelber höhnen wollte: „Brüderchen, jetzt freu' dich.“

Der Kleine hat leiſe zu weinen begonnen.

„Wann ich auſſi komm' . . .“, knirſcht der Aeltere drohend.

Erde aber und Rieſenrad drehen ſich ruhig weiter . . .



Wärmestuben.

Wochenlang habe ich nach Beendigung meiner Wanderungen im Wienkanal nach dem Kiebitz gesucht, zog vergebens Nacht für Nacht durch die kleinen Sechskreuzercafés, die in den alten engen Gassen der Inneren Stadt versteckt liegen. Ueberall kannte man ihn, und eine freundliche Geste sagte mir immer, welcher Beliebtheit sich dieser merkwürdige Mensch allenthalben erfreut. Aber nirgends konnte ich eine Spur von ihm entdecken.

Auch an den Hausmeister habe ich mich natürlich gewendet, aber er konnte mir nur sagen, daß der Kiebitz von Zeit zu Zeit aus rätselhaften Gründen auf einige Wochen zu verschwinden pflege. Einige Tage vorher zeige er sich mißgestimmt, hadere ohne besonderen Anlaß mit seinen Genossen und beschwöre schließlich eine heftige Szene herauf, in der er sie mit Vorwürfen und Beschimpfungen überhäufe. Am nächsten Tage ist dann sein altgewohnter Platz leer und lachend sagen die Stammgäste des Klubs am Tiefen Graben: „Aha, der Kiebitz ist wieder auf Urlaub!“

Aber eines Abends iſt er plötzlich wieder da. Ruhig und ohne Erklärungen erſcheint er und führt den Verkehr mit den andern in derſelben ſpöttiſchen Liebenswürdigkeit wieder fort.

Niemand holt ihn aus, wo er doch ſo lang geweſen, denn in dieſen Kreiſen liebt man die indiskreten Fragen nicht. Man findet ſich ohne Erſtaunen und Neugierde mit der Tatſache ab und freut ſich höchſtens über ſein Wiedererſcheinen.

Da blieb nichts übrig, ich mußte mich gedulden.

Zwei Wochen vergingen, bis Weber eines Abends mit der erſehnten Nachricht kam, der Kiebitz ſei wieder da, und am ſelben Abend ging ich wieder wie früher in meinem zerlumpten Vagantenanzug hinab auf den Tiefen Graben.

Der Kiebitz grüßte mich, als hätten wir uns geſtern zum letztenmale geſehen und als wäre nichts Beſonderes vorgefallen.

Bald ſaßen wir in einer Ecke in vertraulichem Geſpräche.

Er erkundigte ſich über den Verlauf und den Erfolg meiner Beſuche im Wienkanal und ſagte dann, als er meinen Bericht aufmerkſam angehört hatte, in ſeinem eigentümlichen, mit hochdeutſchen Ausdrücken untermengten Dialekt:

„Na ja, es is halt a Sehenswürdigkeit. Wiſſen wenige, daß Großwien gar ſo groß iſt. Nämlich, das g'hört a mit dazu. Was? Wias fein ausg'mäuert[1]) is, dös noble

[1]) ausgemauert.

Griasler-Palais. Was glaub'n S'? Hat das pickſüße, goldene Wienerherz ſchon amal da 'nunter g'horcht . . . Aber was red' ich denn: Da drunt' gibt 's ja kan' Heurigen, und dudelt[1]) und paſcht[2]) wird a net."

Und mit einemmal redete ſich der Kiebitz in blinde Wut hinein. Immer heftiger wurden ſeine Worte, die, auch zum Teile voll ungerechter Vorwürfe, ſich gar nicht bemühten, den Haß zu maskieren, dem ſie entſprangen.

Ich wollte von dem Thema ablenken, aber er war nicht zu bewegen, den Gegenſtand aufzugeben.

„Wiſſen S', da kommen Täg' . . . da packt's mi wie mit aner Fauſt im G'nack,[3]) . . . ganz wirrwarriſch[4]) wird's m'r . . . Jeſſas Marand Joſef, da kann ich nimmer mit, verfluchte, elendige Stellage[5]) . . . Da kummt's m'r vur, als wia wann alle dö Kerln wahnſinnig war'n und i glaub' a, daß i krank, ganz furchtbar krank bin . . Und a Angſt krieg' i, a Federn[6]), daß 's mi beutelt. Und da muaß i fort. 'raus, 'raus! Ganz verzweifelt bin i und 's is mir, als wann i mich retten müßt vor die Burſchen, die mir jetzt vorkommen, als wann ſ' ganz toll war'n."

Mit verbiſſener Erregung ſprach jetzt der Kiebitz. In ſeinen Augen funkelte Zorn, der mit dem Ausdruck qualvoller Pein wechſelte.

---

[1]) eine Art wieneriſchen Jodelns.
[2]) im Muſiktakt klatſchen.
[3]) Genick.
[4]) verwirrt.
[5]) Situation.
[6]) Furcht.

Ich hütete mich, ihm zuzusprechen, denn ich fühlte, daß jeder Beschwichtigungsversuch seine aufgeflammte Verbitterung nur noch mehr anfachen würde.

So saßen wir eine Zeitlang einander wortlos gegenüber, bis er, wieder ganz ruhig, selbst von meinen Wanderungen weitersprach. Aber auch jetzt war sein Ton ganz verändert. Keine Spur von der überlegenen Laune, die ich so an ihm bewundert hatte. Nichts von dieser imponierenden Sicherheit, mit der ich ihn im Kreise seiner Schicksalsgenossen herrschen sah.

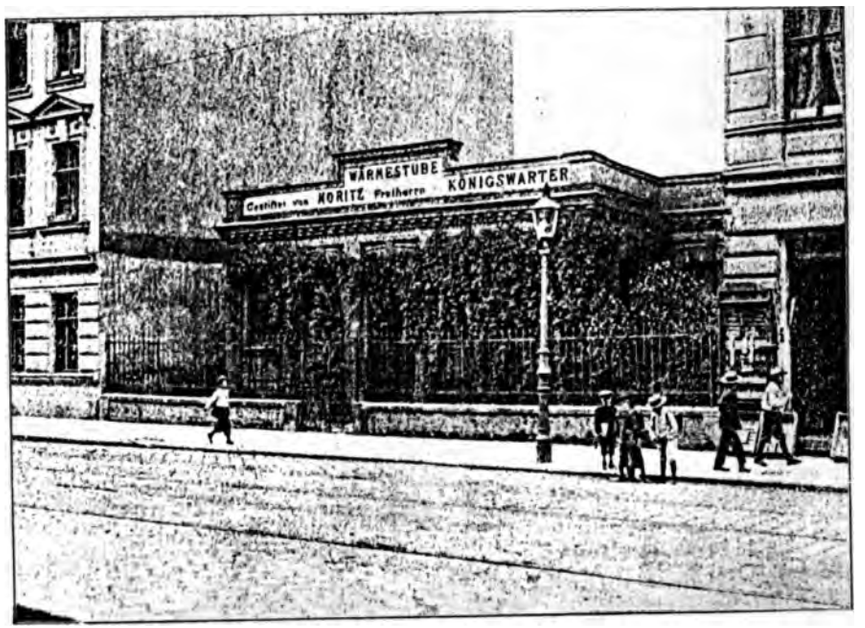
Ich brachte vor, daß ich demnächst beabsichtige, die Wärmestuben Wiens aufzusuchen und einige Nächte dort zuzubringen. Er stimmte meinem Plane bei, indem er sagte: „Ja ja, den Mumpitz müss'n S' Ihna a no anschau'n."

Wir vereinbarten die nächsten fünf Tage für unsere Exkursionen. Beim Abschiede flüsterte mir der Kiebitz in höhnischem Tone zu: „Soll'n seh'n, wie ma uns rett'!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

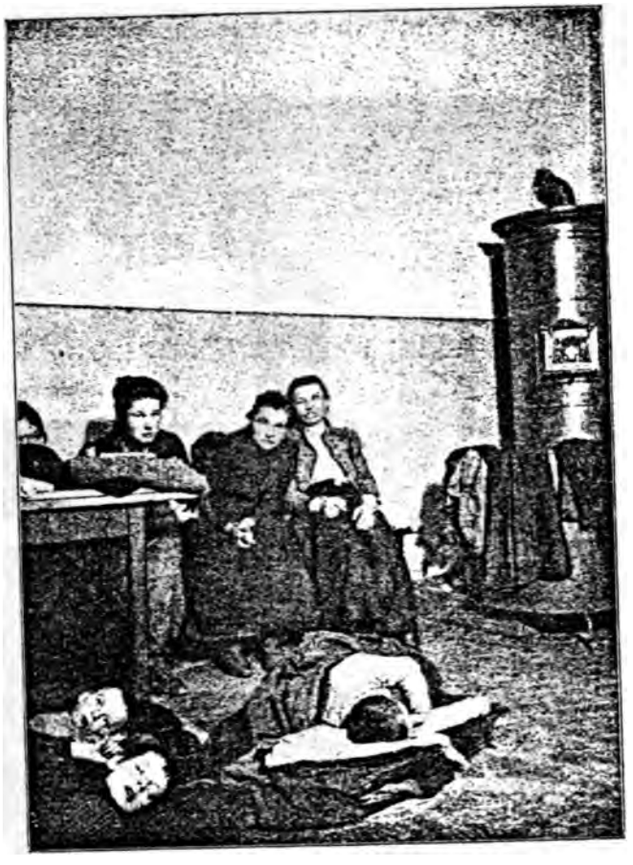
Es waren kalte Dezembernächte, die ich für meine Besuche ausgewählt hatte. Nächte, in denen die froststarre Dunkelheit wie ein Alp über den Straßen lag und die Laternen wie mit Netzen von Dunst umzogen. Es schien, als sei das Leben der Großstadt erfroren in dieser eisigen Luft, die die eiligen Menschen stumm macht . . . . . .

Zuerst wollten wir der Wärmestube in der Brigittenau einen Besuch abstatten. Wir wanderten also fast eine Stunde lang durch die Vorstadt, bis wir das Haus fanden. Ein kleines, ebenerdiges Gebäude mit einer hübschen Fassade. An der Stirnseite eine Aufschrift, die den Stifter nennt.



Wärmestube in der Erdbergstraße. (Außenansicht.)

Wärmestube in der Erdbergstraße. (Innenansicht.)



Die „Kinderecke" in der Wärmestube.

Die „Kette“ in der Wärmestube in der Burghardtgasse.

Das Tor fanden wir verschlossen und zogen zaghaft an der Glocke, die mit einem schrillen Aufschrei durch die Stille klang.

Einige Minuten später drehte sich die Türe in den Angeln und eine große unförmige Gestalt, die uns aus der Dunkelheit entgegentrat, brummte:

„Wie viel seit 's denn? Drei?! . . No, eini mit enk. Aber Platz is kaner, dös sag' i enk glei."

Durch ein dunkles Tor stolperten wir nun und traten dann in einen großen, nur schwach erhellten Raum, der kreuz und quer von langen, mit Leuten dichtbesetzten Bänken durchzogen war.

Der erste Eindruck war ein Erschrecken. Der Anblick, wie die Leute hier eng aneinandergedrückt in langen Ketten beisammensaßen, daß auch für die geringste Bewegung kein Raum blieb, wie sie die Köpfe einander auf die Schultern legten, verursachte uns physische Qual und wir empfanden es kaum, als uns der Aufseher mit einigen Ellenbogenstößen so viel Raum schaffte, daß wir uns in die Reihe der zusammengepferchten Menschen eindrängen konnten.

Der Kiebitz und ich wurden Nachbarn und der Richter fand einige Schritte von uns entfernt einen Platz.

Nach einer Weile legte auch der Kiebitz, wie die anderen, seinen Kopf auf meine Schultern und flüsterte:

„Seg'n S', dös is der neueste Fortschritt der Humanität. Jetzt kinnan S' da sitzen bei d'r Nacht. Draußt könnt'n s' sunst derfrieren und die anständigen, dö guatanzogenen Leut' dö hab'n so an unnatürlichen Tod net gern, dö fürcht'n eahna dafur, so was anz'schaun. I bitt' Ihna, Menschen

in d'r Großſtadt, die auf der offenen Gaſſ'n derfriern. Is dös gruſlig und unangenehm, wann ma's zum Fruahſtuck im Murgenblatt leſt. Dö Hund ſoll'n meinetwegen an Hunger und Elend krepiern, aber bitte, . . . bitte ſehr, unauffällig. So a Derhungerter oder Derfrorener auf der Gaſſ'n is direkt aufdringlich. Der ganze Humanitätsg'ſpaß wird dabei kaput".

Ich antwortete nicht, gab vielmehr dem Kiebitz einen Wink zu ſchweigen. Ich wollte dieſe armen Menſchen in der ihnen ſo ſtiefmütterlich geſpendeten Ruhe nicht auch noch ſtören.

Stundenlang ſaßen wir ſo in dieſer martervollen Lage.

Meine Arme und Beine wurden ſteif und der Rücken begann mich zu ſchmerzen.

Um uns herum aber war Totenſtille.

Wie unter einem Banne feſtgehalten, verhielten ſich die Leute regungslos in dem Viereck der Bänke, ſahen aus wie eine geſpenſterhafte Galerie von Toten, die jemand wie zu einem gräßlichen Spaß nebeneinandergeſetzt hatte.

In der Mitte des Vierecks ſpielten matte verlorene Lichter auf dem groben Holzboden und weit hinten ſah ich eine hellerleuchtete Türöffnung, durch die von Zeit zu Zeit ein Wärter geräuſchlos aus- und einging.

Ob die Leute ſchliefen, weiß ich nicht. Nur ein leiſes Aechzen oder Aufſtöhnen war von Zeit zu Zeit vernehmbar.

„Ich kann nicht mehr," flüſterte ich endlich in höchſter Qual dem Kiebitz zu. „Wir müſſen gehen."

„Was?" antwortete er ebenſo im Flüſtertone. „Sö Undankbarer! Sö führ'n Ihna guat auf für a Guattat,

die ma Ihna erweist. Sö brauchen woh a Himmelbett mit blauseidene Vorhäng'. Sö glaub'n do net, daß ma uns da einilaßt, damit uns a G'fall'n g'schiecht. Aufg'hoben soll'n ma werd'n, aufg'hoben bis morg'n in da Fruah . . . damit die Straß'n ruhig bleibt. Aufg'hob'n soll ma werd'n, bis in der Fruah, daß net aner auf der Gass'n, wann eahm dö Kält'n die Knochen bricht und eahm d'r Hunger den Mag'n z'reißt, so an feinen Herrn am kostbaren Pelzkrag'n packt und ihn anschreit: ‚Du, i bin a a Mensch wia du . . .!"

Ich unterbrach den Kiebitz, der immer lauter sprach und in der gewohnten Heftigkeit loszubrechen drohte. Er machte eine abwehrende Handbewegung, stand dann zornig auf und suchte den Aufseher, damit er uns öffne.

Der Richter blieb zurück, um einige photographische Aufnahmen machen zu können und wandte sich deshalb an den Bediensteten, der dabei ganz verblüfft dreinsah.

„Wo wolln S' denn noch hin?" fragte der Aufseher den Kiebitz, als er uns die Tür aufsperrte.

„Ihab' no a Nachtg'schäft," sagte er in drohendem Tone.

Nun standen wir auf der Straße. Winzig kleine harte Schneeflocken fielen in dichten Massen herab und trafen Gesicht und Hände wie Nadelstiche.

Es war bitter kalt.

Nach einigen Schritten huschten ein paar in sich zusammengeduckte Jammergestalten, zitternd vor Kälte, an uns vorüber auf das Tor zu, voll eiliger Sehnsucht, als ob sie sich von seiner Erschließung Erlösung von ihren Leiden erhofften . .

Auch in der Wärmeſtube im zwanzigſten Bezirk habe ich eine bange Nacht zugebracht. Es war, wie überall, dieſelbe Einrichtung, die gleichen Gepflogenheiten.

Hier darf nicht geſprochen, nicht geraucht werden.

Leute, die huſten, ſind unbeliebt. Aechzen und Schnarchen verſtößt gegen die Disziplin.

So ſitzen dieſe Menſchen gepeinigt und ſtumm, auch hier auf nackten Holzbänken, aneinandergepreßt, die ganze Nacht, damit ſie nicht erfrieren. Und eine Waſſerſuppe und ein Stück Brot wird ihnen gereicht, damit ſie nicht verhungern! . . .

Rückwärts in der Weiberecke ſah ich auch ein Aſyl für Kinder. Sie genießen den Vorzug vor den Erwachſenen, auf dem Boden liegen zu dürfen. Eine Berückſichtigung, die im Jahrhundert des Kindes gewiß nicht überraſchen wird.

Ich beſuchte in den folgenden Nächten noch zwei Wärmeſtuben, aber von meinen erſten Eindrücken vermochte ich nichts zu korrigieren. Klar ſah ich, daß dieſe Kapitel Wohlfahrtsinſtitute mißglückte Verſuche der Geſellſchaft ſind, ihrer Gewiſſensſchulden ledig zu werden. Wie ein böſes Traumbild erſchienen ſie mir, die unabſehbaren Gläubigerſcharen, die draußen im kahlen Dunkel vor den lichten Toren unſeres reichen Lebens harren, ganz geblendet von ſeiner äußeren Schönheit.

Man muß ſie geſehen haben, wie ich ſie ſah: bittend mit gierigen Augen, wutverzehrt in ihrer Ohnmacht drohend, tauſende und abertauſende von Feinden der Geſellſchaft, die unſere Barmherzigkeit erzieht.

Und das Ende?

Haß und Verzweiflung treiben sie, und mit einemmal stürzen sie sich unter uns und vollbringen Ungeheuerliches, Entsetzliches.

Und wir? Nun wir sehen die Tat mit kalten Augen und stehen baß erstaunt. Höchstens erbosen wir uns über die Verwerflichkeit, unsere bequeme Sicherheit zu gefährden und unsere schönen Einrichtungen zu verletzen.

Und dann? Mein Gott dann — amtshandelt unser fixer Ordnungsapparat und funktioniert pünktlich und akkurat und vernichtet die verruchten Störer, die unsere Gemütlichkeit bedrohen wollen und unseren Appetit zum Genuß verderben.

Im Ziegelofen.

Es ist wunderbar wie die Not auch aus mäßig-begabten Menschen Originalität hervorholt. Die Angst zu verderben versetzt sie wohl in einen Ausnahmszustand, in dem sie über sich hinauswachsen und in diesem Fieber des Entsetzens werfen sie willig den letzten Rest ihrer Menschlichkeit fort und erfinden einen neuen Modus, ihr erbärmliches Leben weiterzuschleppen.

Ein solches Asyl, das Verzweifelte erfunden haben, sind die Lager der Obdachlosen in den Ziegelöfen rings um ihre Feuerungen.

Um diese Unterschlupfe kennen zu lernen, unternahmen wir in Begleitung des „Hausmeisters" mehrere Wanderungen nach einem Werke in der Nähe Wiens, das sich wegen der Güte des Besitzers allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Eine unwegsame Straße führt über kleine Hügel an vielen Holzbuden, in denen meist Arbeiter untergebracht sind, vorüber zu dem Werke hin, das in der Nähe eines

großen Teiches steht, aus dem das Wasser zur Herstellung der Ziegel genommen wird.

Außer der Hauptstraße, die schon genügend Unbequemlichkeiten bietet, schlängeln sich auch zu den Trockenhäusern mit Brettern belegte Nebenwege von mehreren Seiten zu dem Ziegelofen hinauf.

Heller Mondschein lag über dem öden Terrain und warf seine zitternden Strahlen auf die unzähligen Tümpeln, die neben den Hügeln aufgewühlter Erde lagen.

Unsäglich traurig sah die Landschaft aus.

Nirgends ein Stückchen Grün, nur tote, nasse oder festgestampfte Lehmmassen und im Hintergrunde ein breiter dunkler Schatten, das Ziegelwerk, dessen Mauern schief herab in den Boden liefen und in dessen Mitte ein spitziger Schornstein viele Meter hoch aufragte in das weiße Mondlicht, wie ein ausgestreckter Finger, der aus dieser Trostlosigkeit in die versöhnende milde Helle wies.

Nach einer viertelstündigen Wanderung langten wir bei dem Werke selbst an.

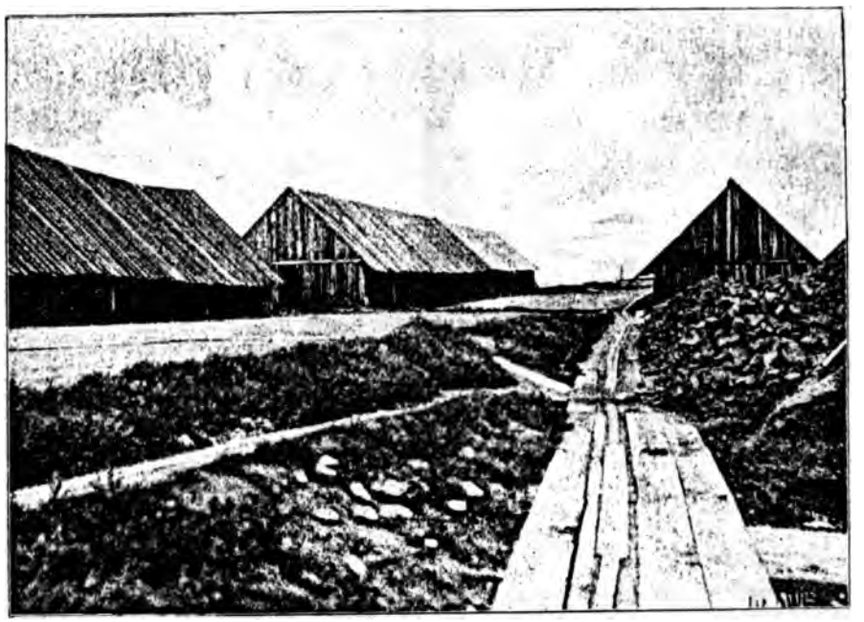
Es war etwa elf Uhr nachts und wir hatten Mühe, einen Zugang zu dem Werk zu finden.

Ringsum war kein Mensch zu sehen und unser Rufen blieb lange Zeit fruchtlos.

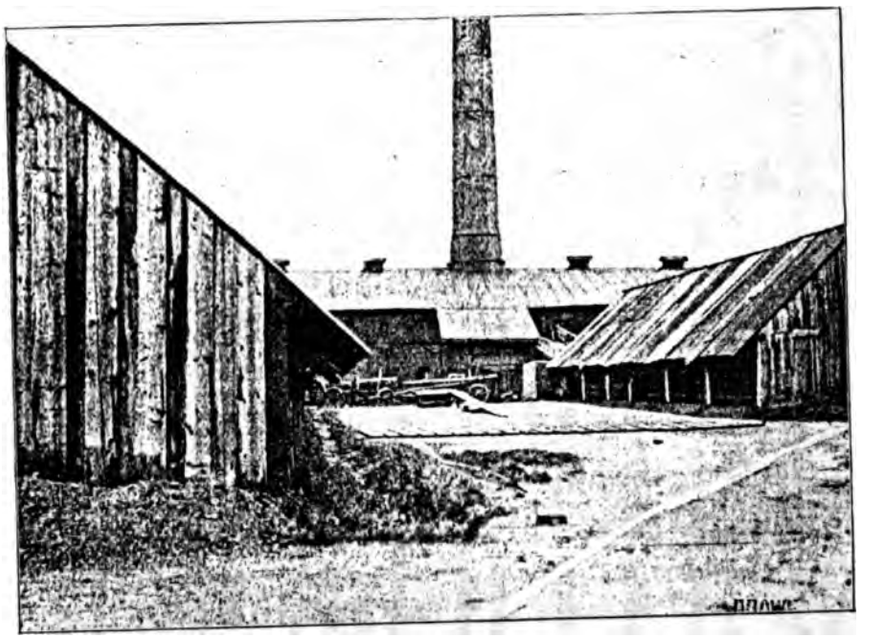
Endlich hörten wir das Knarren eines Schiebkarrens, und ein Arbeiter, der ihn vor sich herschob, tauchte hinter einer Erdwelle auf.

„Hörst . . . du!“ schrie der Hausmeister, indem er die Hände wie einen Trichter an den Mund legte.

Der Mann horchte auf und kam dann, vorsichtig



Weg zwischen den Trockenhäusern.



Das Simmeringer Ziegelwerk.

nach uns auslugend, herüber. Es war ein kleiner, starker Mensch in einem weißen Leinenkittel.

„Hörst mir san stranzenskat.[1]) Hast net a Platzl für uns? A Flins[2]) kannst hab'n für uns alle drei," sprach ihn der Weber an.

„Na ja," sagte der Mann schwerfällig, kraute sich verlegen den Kopf und sah uns einen nach dem andern forschend ins Gesicht.

„Platz war schon da, aber ob's der Oberaufseher leid't."

„Aber geh, Lahm fress'n ma net und nix Unrechts g'schicht a net," bemerkte der Hausmeister.

„Eh,[3]) aber dö Griasler san ja wie dö Wilden. A ganze Fuhr frische Ziegeln hab'n s' uns vorgestern niedertrempelt. Da is der Inspektor gach."[4])

Nach einigem Zureden und nachdem er ein Zwanzighellerstück erhalten hatte, das er sich vorerst genau besah, führte er uns über einen breit angelegten, schief emporlaufenden Holzsteg zu dem Schürraum des Ziegelofens hinauf.

Eine Holztüre öffnete sich knarrend und trockene, heiße Luft, ein glühender Atem flog uns entgegen und versengte uns fast das Gesicht.

Wir taumelten einen Moment zurück.

Ein dunkler Gang lag vor uns, an dessen Ende wir eine Funkengarbe aufsprühen sahen, in deren Mitte ein

---

[1]) Obdachlos.
[2]) Zwanzighellerstück.
[3]) Ich weiß es ohnehin.
[4]) Zornig.

gebückter Mann, ganz in rote Glut getaucht, ſtand. Er ſchnellte die Arme empor und gleich darauf war es wieder finſter.

„Schreckts enk net, der hat nur die Röhr'n aufg'macht und nachg'legt," lachte unſer Führer.

Noch ganz gebannt durch den ſeltſamen Anblick gingen wir ihm zögernd nach.

Wir gelangten auf einen rieſigen Dachboden, den Schürraum, in dem hölzerne Balken hin und herliefen, während die Wände entlang in Abſtänden von mehreren Metern mit eiſernen Deckeln verſehene breite Röhren ſenkrecht zum Feuerherde hinabführten.

Im Raume herrſchte Halbdunkel. Drei große, unförmige Laternen mit rauchenden Petroleumlampen bildeten die einzige Beleuchtung.

Unſer Führer hieß uns die Röcke ablegen und ſchob ſie auf einen der Balken. Wir hatten uns auf eine hohe Temperatur gefaßt gemacht, doch von dieſer Hitze kann man ſich nicht leicht eine Vorſtellung machen.

„Oes habt's es guat," ſagte der Hausmeiſter, zu dem Arbeiter gewendet. „Alle Tag Dampfbad. Wie viel hat's denn da a ſo g'wöhnlich."

„So a fünfundvierzig Grad," war die gleichmütige Antwort. „Nur an windige Täg' is' beſſer. Da ziagt's a biſſ'l durch dö Lucken eini."

„Ja, Herr Nachbar, glaub'n S', daß mir da werd'n pfeifen können?" fragte ich kleinmütig.

„Zweg'n was denn nöt. Schöner do' als auf der Gaſſ'n."

Während wir ſprachen, war ein anderer Arbeiter

über irgendeine Stiege zum Schürraum heraufgekommen. Er ging von einer Röhre zur andern und warf mit einer eigenartig geformten Schaufel Haufen kleingeschlagener Kohlen in die Glut hinab, die in Flammen aufschlug, als hasche sie mit gierigen Zungen nach neuer Nahrung.

Gleich hier oben entdeckten wir in einer Ecke zwei Griasler, die hier in dieser fürchterlichen Hitze, mit Bewilligung des Oberaufsehers, ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Sie werden hie und da zu kleinen Dienstleistungen herangezogen und genießen zum Dank dafür das Recht, hier nächtigen zu dürfen.

Der Mann, der uns hergeführt hatte, rief zu ihnen hinüber: „Karl, dö drei oba in zweit'n Gang und bei eahna bleib'n. 's san neiche!"

Behende sprang ein junger Mensch auf und forderte uns auf, ihm zu folgen. Er führte uns über mehrere Holztreppen und schob uns dann in einen Raum gleich den Schächten im Sammelkanal.

Es war eine lange, hochgewölbte Kammer, etwa zwanzig Schritte lang, mit rotbraunen Ziegelwänden, von denen Staub herabrieselte. Wohl dreißig Menschen, in Fetzen gewickelt, lagen da auf alten Matten, indem sie sich mit den Lumpen gegen die heißen Steine schützten.

Die Luft war auch hier Feueratem. Sie bebte in steter, vibrierender Bewegung. Dabei rollte es und grollte es dumpf ringsum. Alle Augenblicke erschreckte uns ein scharfer, zischender Laut, der mit klagendem Singsang aus der Tiefe kam, und die Mauern entlang ging es wie ein klopfender Pulsschlag.

Doch da half nichts, wir mußten uns wohl oder übel niederlegen. Die Wäſche klebte uns naß am Körper.

Bereitwillig brachte der Mann, der uns hergeführt hatte, zwei Säcke herbei und breitete ſie am Boden aus.

„Na, dö Hitz!“ bemerkte Weber zu unſerem Begleiter. „Könnt's ös's denn da aushalten?“

„Wann 's uns nur imma ſo warm war', und trink'n tan mar a ans, bevor ma einigengan, da g'ſpürt ma 's net ſo und pfeift wia a Toter. Böſ' is', wann 's am ſo geht, wia vorige Woch'n an, dem ſei' Schal'n am Körper verbrennt wurd'n is. Aber uns macht dös nix. Ma g'wöhnt 's . . . Ma g'wöhnt all's.“

„Müaßts da viel orbaten, daß herinbleibn därft's,“ fragte Weber weiter.

„A na, die Leut' ſan ſehr guat da zu uns.“

„Guat?!“ Jemand knurrte es hinter uns, der ſich bis jetzt regungslos verhalten hatte.

Ein Fetzen flog uns vor die Füße, und ein Kopf mit roten wirren Haarſträhnen wurde ſichtbar. Ein kleiner verwachſener Menſch rutſchte auf ſeinen Lumpen zu uns herüber.

Ich ſah das abgemagerte Geſicht eines etwa vierzigjährigen Menſchen, das einen blöden Ausdruck hatte.

„Bleib lieg'n, Guſtl,“ ſagte unſer Begleiter freundlich.

„Was is . . . was?“ ſtotterte der Menſch und hielt die Finger vor den Mund. „Gott iſt gut . . . Menſch iſt ſchlecht. Ja, hahahaha,“ lachte er, ein ſtumpfſinniges Lachen, das uns durch Mark und Bein ging.

Dann ſtellte er ſich auf die Knie und ſtotterte monoton

weiter, wobei sein Gesicht bei jedem herausgestoßenen Wort in Krämpfen zuckte.

„Ofen ... gut ... gut, heiß, heiß ... alle, alle Sünden verbrennen ... O, Menschen schlecht ...“

Er lallte wie ein Kind und wiegte seinen Oberkörper, als ob er einen körperlichen Schmerz empfinde, hin und her.

„Gustl, geh hau di hin,“ mahnte unser Führer gutmütig. Doch der Mann hatte die Hände gefaltet und murmelte in steifer Haltung unverständliche Worte.

Noch zwei Köpfe erhoben sich.

„Gustl ... Gustl!“ rief man ohne Unwillen in teilnehmendem Tone.

In diesem Augenblicke öffnete sich über uns rasselnd eine Lucke und ein breiter feurigroter Schein fiel herab.

Der Mensch schrie auf und ließ sich vornüber fallen.

„Uhei!“ rief er gellend, von Angst geschüttelt, in abgerissenen Lauten, die sich dem gequälten Körper entrangen: „Nein ... nein ... nein ... noch einen Tag ... noch einen Tag ... uhei ... noch einen Tag ... ich will noch beten ... beten!“

Tränen rannen ihm über das zuckende Gesicht.

Nun fiel die Lucke mit metallenem Schlag herab, als ob man eine mächtige Stimmgabel erklingen ließe.

Alle saßen wir während dieser unbegreiflichen Szene, von Grauen und Staunen gepackt, da.

Jetzt erhob sich jemand aus einem Winkel und sprang unter Fluchen auf den Menschen zu, der laut ächzend auf dem Bauche lag. Er faßte ihn an einem Arm, hielt ihm den Kopf hoch und wollte ihn so am

Boden zu dem Platze hinſchleifen, auf dem er früher gelegen war. In dem Momente aber, da er ihn berührte, fuhr der Mann neuerlich mit gurgelndem Schreien in die Höhe. Mit einem Ruck ſtreckte er Arme und Beine und fiel dann zu Boden, auf dem er ſich in epileptiſchen Krämpfen wand. Sein Körper überſchlug ſich, wühlte in der Erde, und der K[illegible]ck an die Mauer.

„Ga[illegible]tzt, der ihm zur Hilfe geeilt war[illegible]et, in ſchmerzvoller Wut, „i da[illegible]

In d[illegible]den Leute auf. Sie liefen auf d[illegible]n ihn nieder.

„Da[illegible]n hintri! 'n Kopf halten!" ri[illegible]nder, während ſein Körper ſich[illegible]krümmte.

Gleid[illegible]enſchachte mit langſamen Schr[illegible]derbknochiger Mann im Arbeite[illegible]n der Nähe des am Boden Lieg[illegible]

„Hall[illegible]net recht is," ſagte er in unhei[illegible]Tone. „Grod aufg'legt war[illegible]ng."

Alle ſ[illegible], duckten ſich förmlich unter ſeinen Worten.

„Wann er nur pegern[1]) tat' der Judas!"

Er trat auf den Kranken zu, der bewegungslos und leiſe wimmernd dalag und ſtieß ihn mit dem Fuß.

---

[1]) Krepieren.

„Hat er an' Stern g'riſſen?“[1]) ſagte er jetzt mit boshafter Freude, die Worte einzeln durch die Zähne ſtoßend. „So ... ja ſo kann i di brauchen ... G'ſpür's Hund ... Jatzt rechna ma ab ... Mögſt leicht no an Blauen[2]) für mei Seel'? ... Möchſt's leicht no amol verſchachern ...? Aber derweil g'hörſt mei, und i wir d'r helfen, 'n Teufel austreib'n.“

Der Sprecher ſpuckte aus, ſah ſich drohend um, und da ihm niemand antwortete, entfernte er ſich ſchimpfend und bog in einen Nebengang ein.

„Was hat er denn?“ fragte jetzt der Hausmeiſter unſern Nachbarn.

„A wos! Vazünd't hat er'n halt bei der Höh', und der Curl hat zwa Jahr obiag'n müaſſ'n. Na jo, war jo a a Gemeinheit, daß er'n für a paar Flins beim Koberer verwamſt hat. Aber heut' is er ja a arm's krank's Luada. A jed'smal pumpert ma 's Herz, wann d'r Curl kummt. Er laßt 'n net aus. Wia der Leibhaftige is er. Und immer gacher[3]) ... immer gacher, der macht'n no amol kalt.“[4])

Ich bebte vor Aufregung. Die Hitze hatte mich ganz ſchwach gemacht und die groteſk-ſchauerliche Szene gab mir den Reſt. Auch der Richter ſtieß mich mehrmals an und flüſterte mir zu, daß er es nicht länger hier mehr ertragen könne.

Der Hausmeiſter verſtändigte ſich alſo mit unſerem

---

[1]) Niedergebrochen.
[2]) Die frühere Zehnguldennote.
[3]) Wilder.
[4]) Tötet ihn.

Führer, und nachdem er ihn auf unſer Geheiß zum Schweigen aufgefordert und ihm ein Geldſtück eingehändigt hatte enthüllte er ihm die Gründe unſeres Hierſeins.

Der Mann machte große Augen. Er traute offenbar den Worten des Hausmeiſters nicht, führte uns dann aber auf demſelben Wege, den wir hereingekommen waren, zu einer Holzbude, in der wir den Oberaufſeher fanden.

Eine kurze Aufklärung des Richters verwandelte ſeinen anfangs barſchen Ton in das liebenswürdigſte Entgegenkommen und er erklärte ſich auf unſeren Wunſch ſofort bereit, uns mit den anderen Oertlichkeiten des Ziegelofens bekannt zu machen.

Wir beſichtigten nun unter ſeiner Führung die Kammern, die rings um die Feuerung laufen, in denen die Ziegel zum Brennen aufgeſchichtet ſind und an deren Eingängen ſich die Obdachloſen mit Vorliebe ihr Lager zurecht machen.

Dieſe Kammern ſehen alle gleichartig aus, ſind ſchmal und hoch gewölbt.

Die Temperatur hier iſt gleichfalls eine unerträglich hohe. Nur eine derartige Kammer iſt weit größer als die übrigen und bietet im Winter ein förmliches Maſſenquartier für Obdachloſe.

„Drei- und vierhundert Leut',“ ſagte uns der Aufſeher, als wir uns entfernten, „gibt 's alle Abend im Dezember und Jänner bei uns. Wir laſſen den armen Teufeln den Unterſtand, um den ſie kaner beneid'n wird. In die andern Werk' hab'n ſ' zwar ſchon Mode g'macht,[1])

[1]) Aufgeräumt.

da dürf'n ſ' nimma eini, b'ſonders bei die Wienerberger, wo früher a fünf- bis ſechshundert Leut' ihre Stranz'n[1]) g'habt hab'n."

Es war zwei Uhr morgens, als wir den Ziegelofen verließen.

Der Mond ſtand hinter den Wolken, die er gelbrot färbte, wie ein glühendes Auge am ſchwarzen Himmel.

Schwarz und troſtlos lagen auch die Lehmberge ringsum und es ſchien, als könnte es hier niemals Tag werden.

[1]) Schlafſtelle.

Generalien und Typen.

Nun will ich einige der Menſchen, die mir auf meinen Wanderungen begegneten, für einen Augenblick aus der Tiefe aufſteigen laſſen.

Sie ſollen eine artige Verbeugung machen und ihre Generalien abgeben. Keine Angſt bitte. Ich habe ſie zu dieſem Zwecke geſellſchaftsfähig gemacht, alles Schreckliche und Grauenvolle von ihnen genommen und zeige ſie nach dieſer Zenſur im Sonntagsanzug. Nicht will ich, daß Entſetzen, Angſt und Ekel noch die Kluft vertiefe, die ſie von uns trennt, trotzdem ſie bei uns leben, ſo nahe, daß wir täglich wie im Nebel an ihnen vorübergehen.

Nein. Fort mit dieſem Schmutz, den ein Leben in der Kloake auf ſie gehäuft, daß wieder das Menſchenantlitz ſichtbar werde und wir erkennen: Sie ſind ja doch wie wir.

Aber mit welchem dieſer Köpfe, die mich, wenn ich die Augen ſchließe, in wüſtem Tanze umdrängen, ſoll ich den Reigen beginnen? Mit welchem dieſer Köpfe, von

denen mir jeder zuschreit: „Ich bin 's, nimm mich! Ich bin der Elendste von allen!"

Und ich möchte gern, daß die paar Menschen, die ich hier mit wenigen trockenen Daten anführe, Typen sind.

Aber es will mir nicht gelingen. Ich fühle, es ist eine U Typen zu nennen. Nur das Elend astet, ist typisch. Aber ver- schiede die Abenteuer, die sie aus ihrer verschieden auch ihr mensch- licher

eratewohl ein paar dieser Mensc d nur den Anfang will ich mache em Herzen nahe steht: mit Josef

che über Weber schon viel erzählt st selbst das Wort, damit er, wi buch tat, über seine Jugend berich

ugend.

e Tochter eines Magistrats- beamt n Jahren 1872 ein sechs bis sieben hältnis mit einem Deutsch- meisterspolaren. Sie gebar unter dieser Zeit fünf Kinder (uneheliche) mit den Namen Josefa, Josef, Adelheid, Leopoldine und Franz."

„Alle Kinder wurden in der Findelanstalt geboren, ausschließlich der Adelheid. Waren es bessere Verhältnisse oder war sie das Herzbinkerl, daß sie sich bewogen fühlte, das Kind zu Hause zu behalten, ich weiß es nicht. Sie wurde in der Brigittenau geboren."

„Weiß Gott, wie das zuging, daß die Mutter so jäh sank. Sie benützte das Kind zu Bettelzwecken. Um diesen Sturz einigermaßen zu begründen, muß ich gleich anführen, daß der Vater dieser Kinder damals schon zu einem Virtuosen im Trinken reifte. Dann später, als ich als Sohn im Alter von zehn Jahren ihn kennen lernte, ward er ein Phänomen — im Saufen."

„Von solch lieblichen Eltern wurde ich im vollsten Sinne des Wortes, fast noch als Fötus, in die Welt gesetzt und verlassen."

„Ich kam in einen steirischen Gebirgsort, das man Tonleiten nannte (Bezirk Hartberg), in die Kost. Mit den sechs oder acht Gulden, die sie für mich behoben (monatlich), kleideten sie ihre eigenen Kinder, mich ließ man in einem Mädchenkleide, in dem gewiß die Pflegemutter ihre Kindheit verbrachte, einhergehen. Diese Leute waren schließlich sehr arm und fanatisch religiös, doch geizten sie nicht mit der Stiefmütterlichkeit, die man dem Findling bei jeder Gelegenheit spüren läßt. Der Kontrast zwischen mir und den anderen, eigenen Kindern reifte meinen kindlichen Verstand und ich sehnte mich, ohne es merken zu lassen, nach einem liebenden Mutterherz!"

„Ich war damals klein, ich konnte noch Tränen vergießen, aber ich durfte es nicht, denn jede Träne wurde mir mit einem bäuerlichen Kopfstück getrocknet."

„Gleichgültigkeit und Haß wurden damals in mir geboren. Ich hatte keine Seele im Dorfe, die mit mir spielte, ich wurde von allen Kindern mehr oder minder gemieden."

„Ich war isoliert, und wurde logisch, menschenscheu.

Als ich so im angehenden zehnten Lebensjahre mit Bestimmtheit erfuhr, was ich doch schon längst ahnte, daß auch mir eine eigene Mutter beschieden, hatte ich das feste Verlangen, sie zu sehen."

„Es kam der 8. März 1894, als ich das zehnte Lebensjahr [illegible] Herr Bruckner aus Wien, der [illegible]ckstellte. Die Trennung war beide[illegible]dling, der bei Orts-nachbarn [illegible] Abschied warm die Hand."

„Mit[illegible]h in die Postkutsche, die mich n[illegible] Von dort ging es per Bahn na[illegible]ause wurde ich dem Magistrate[illegible] dort zu einer Frau F.....,[illegible] Kost. Der Magistrats-diener ma[illegible]aß das von nun an meine Mu[illegible]e ein Kind und eine Bedienerin[illegible]ante sagen sollte. Ich sagte nie[illegible]h die Bedienerin nie Tante. M[illegible]..... Ich konnte ein zwei[illegible]r sagen."

„We[illegible]ibrunnerstraße Nr. 7 wohnte, w[illegible]n die Schule geschickt. Ich sprach im steirischen Gebirgsdialekt, man hänselte mich deshalb, ich war wieder der Stein des Anstoßes."

„Eines Tages, ich kam gerade aus der Schule, rannte mir ein abgehärmtes Weib entgegen mit dem Rufe: ‚Pepi! Pepi!' mit überstürzenden Worten: ‚Du lebst, wie ging es dir? Ich bin deine Mutter!' Ich hatte kein Gefühl, ich ließ mit mir alles geschehen. Sie schloß mich

oft und innig in die Arme, sie weinte über ihre Sünde. O! hätte ich den Schmerz einer Mutter damals begriffen. Doch war in mir alles schon gestorben, es war zu spät, er ließ mich kalt. Sie riß sich los von mir, ging ins Spital, und starb am zweitfolgenden Tage."

„Am anderen Tage kam ein zerlumptes Mädchen, es war meine arme Schwester Adelheid. Ich lachte sie aus, als sie sagte, ich sei ihr Bruder. Die Mutter hätte es gesagt, als sie gestern im Spitale starb. Auch hätte ich einen Vater, der unten beim Haustor mich erwartete."

„Es war kindliche Neugier, ich ging auf die Straße, wo vor dem Haustor sich gerade eine stark reduzierte Jammerfigur bemühte, mit einer Spagatschnur sein herunterhängendes Schuhgelenk zu befestigen. Er summte einen vielleicht damals modernen Gassenhauer vor sich hin. Seine in allen Farben schillernde Nase sprach Worte von Enthaltsamkeit im Schnapstrinken."

„Meine Schwester stellte mich mit den Worten vor: ‚Das ist der Pepi'!"

„Mein Vater, den das war er, ignorierte von mir den Gruß. Er sprach nur in salbungsvollem Tone: ‚Mein lieber Sohn, du siehst mir gleich (ich griff mir unwillkürlich an meinen vorspringenden Gesichtsteil), du mußt mir nachgeraten, wenn du groß bist, sollst du meine Stütze sein.' (Ich und meine Schwester mußten ihn schon damals mit vereinten Kräften stützen.) Doch waren wir noch zu schwach, er fiel um, zerbrach im Fallen sein Branntweinflascherl, das er keusch an seinem Busen trug. Er weinte vor Freude über das Wiedersehen oder über den Verlust des Branntweinflascherls?" — — — — —

„War schon einige Monate bei der Kostfrau. Mir ging es ziemlich gut, doch hänselte man mich fortwährend wegen m[illegible] Um dieser Peinlichkeit ein E[illegible]n festen Entschluß, in meine

„Da[illegible]ieb mich die Sehnsucht nach [illegible] erstenmale zu einer ur[illegible]ch bestahl die Kostfrau um [illegible]lden und zwanzig Kreuzern, [illegible]ubewahren pflegte."

„Jd[illegible]u gehen, meine erste Vaganten[illegible] Ich kaufte mir in Meidling [illegible]us zehn Schusterlaibchen, [illegible]llt in der Hand."

„W[illegible]ß nicht, wo ich umgeirrt, lan[illegible]rchterlichem Hunger in Wiener[illegible]nir das Geld nicht zu wechseln[illegible]rten Burschen traf, dem ich die Note übergab, um mir beim Bäcker Brot zu holen."

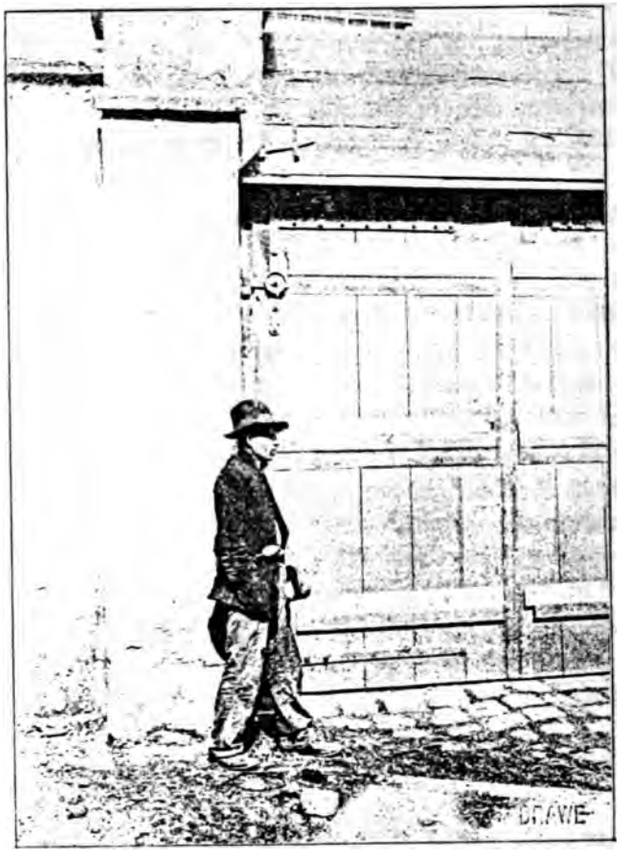
„Ich wartete lange, doch umsonst. Der Junge kam nicht, mein Hunger wurde verzehrend. Ich wendete der Stadt den Rücken und ging nach Pitten zu. Auf dem Wege traf ich ein altes Weib. Sie sah mir nach. Ich faßte mir ein Herz und sprach sie um Brot an. Sie gab mir zwei Kreuzer mit der Weisung, bei der Waldwiese liege ein Gebäcksausträger, dort soll ich mir eines kaufen."

„Hingestreckt, den Korb weit von sich stehen, schlief er den Schlaf des Gerechten. Ich nahm den Korb, ich

35jähriger „Griasler".

Ein Obdach in der Miſtgrube.

Das Quartier im Handwagen.



Ein „Taxameterbärlich“.

hätte mich dafür erschlagen lassen — und flüchtete in den Wald."

„Aß vernünftigerweise das ganze Mürbe, band mir die Hose bei den Knöcheln ab, und ließ das ganze Gebäck in dem mir viel zu großen Beinkleid verschwinden. Ich lief, so gut es bei solch' Adjustierung möglich war, noch eine Strecke, dann fiel ich erschöpft zu Boden und schlief lange Stunden."

„War es in einem oder in einigen Tagen, langte ich in der Nähe von Mönichkirchen an. Ich saß am Straßenrande und kämpfte es mit dem Gewissen aus, ob ich umkehren oder auf diesem Pfade weiterschreiten sollte."

„Da hörte ich rücklings ein Knistern im Laube, ich sah mich um und war zu Tode erschrocken. Es war ein Gendarm. Doch war er freundlich und frug mich teilnahmsvoll, was mich bewogen von zu Hause fortzugehen."

„Als ich sagte, ich sei ein Findling, nickte er stumm und sprach mehrmals die Worte: ‚Traurig, traurig,' und stellte mich aufs Amt. Dort steckte man mich 14 Tage in den Kotter, wo sich verlotterte Walzgesellen befanden."

„Mit lüsternen Blicken, die ich heute der Hommersexsualität[1]) zuschreibe, musterten sie mich, ich war das Opfer ihrer nächtlichen Orgien, wie es in den Arresten Usus ist."

„Ich war damals im elften Lebensjahr und ging das erstemal am Schub."

Josef Weber.

---

[1]) Homosexualität.

Soweit die Aufzeichnungen des „Hausmeisters".

Die späteren Tagebuchblätter sind unzusammenhängend, bringen in wirrem Durcheinander kleine Vorfälle und behandeln sie mit einer Wichtigkeit, über die wir in unserem komfortabeln Leben, das ausgefüllt ist mit Interesse für hunderterlei Dinge, lächeln müssen. So ganz weltabgewandt sind dann seine Betrachtungen, um, wenn sie sich dem Schicksal der Genossen zuwenden, in unartikulierte Laute der Wut oder überschwengliche Worte des Erbarmens überzugehen.

Darum muß ich wohl seinen weiteren Lebenslauf selbst skizzieren.

Josef Weber also wurde zu einem Drechsler in die Lehre gebracht und arbeitete, ohne Zwischenfälle dieses Handwerk ausübend, bis zu seinem 21. Lebensjahre. Dann kam die Militärzeit und entschied über sein ferneres Leben. Denn nach der Abrüstung vermochte er trotz redlichen Bemühens keine Beschäftigung mehr zu finden. Und da geschah es, daß er aus einem arbeitsamen Menschen urplötzlich zu einem professionellen Vagabunden wurde. Nämlich bei ihm vollzog sich der Abstieg nicht so zögernd nach seelischen Kämpfen und verzweifeltem Widerstreben wie bei andern entgleisten Existenzen. Er kannte ja diesen Weg schon. Er lag glatt vor ihm und er wußte, was unten seiner harrte und wie man sich dort zurechtfindet. Darum ließ er sich wurstig hinabgleiten. Unten gab es ja auch ein Leben. Und der tägliche Kampf, der mit allem Scharfsinn geführt werden mußte, um das Lebensminimum zu erhaschen, machte ihm Spaß.

Später wurde er ihm förmlich zum Bedürfnis. Daß

der nächste Tag voll verborgenen Möglichkeiten und Gefahren vor ihm lag, daß er ihn für sich erobern mußte mit List oder Gewalt, hielt ihn in einer angenehmen Erregung.

Und die eroberten Tage wurden Jahre, verflossen rasch, und Josef Weber fand in der Obdachlosigkeit eine Heimat, fand in der Existenzlosigkeit ein Leben, das er mit keinem andern vertauschen wollte. Gesetze und Moral formte er um, paßte sie seinen außerordentlichen Verhältnissen an und schuf ein Gewohnheitsrecht der Vaganten, das er mit prachtvoller Klugheit anwendete, und das ihm, dem Bleibenden im Wechsel der immer neu zuströmenden und abfließenden Vagantenmassen, absolute Autorität verlieh.

Seit Erbauung des Wienkanales haust er unten in einem Schacht im Kreise von vier Genossen, und er rekonstruiert diese Gemeinschaft nach Bedarf wie ein Ministerium, und regiert die Schlafgäste der übrigen Schächte und überwacht sie.

Er ist dieser Existenz bis heute treu geblieben und es ist interessant, daß er in dem Register der Wiener Polizei mit keiner einzigen Vorstrafe figuriert.

— — — — — — — — — — —

Und nun zu den anderen, die ich einzeln, wie der Zufall mir meine Aufzeichnungen in die Hände spielt, hier kurz skizzieren will:

Josef M . . . . Ein Griasler im Alter von 35 Jahren, mittelgroße gedrungene Figur. Sein gutmütiger Ausdruck verrät den harmlosen Vagabunden. So oft ich ihn sah, trug er einen vom Regen verwaschenen braunen Rock und

eine offenbar aus einem Sack verfertigte Hoſe. Er erzählte es mir, und man mag es ihm auch glauben, daß er aus unglücklicher Liebe ſeine Arbeit verließ — er war Drechſlergehilfe — und aus Trotz immer tiefer ſank. In ſeinen Augen liegt eine Art weicher Wehmut, vielleicht auch ein bißchen Sorge und Reue darüber, daß er wegen eines verunglückten Liebesſcherzes ſein Recht auf das Leben verfallen ließ. M .... war einer der liebſten Freunde des „Hausmeiſters", und Weber hat ihm auch in ſeinen Aufzeichnungen mehrere Blätter gewidmet, von denen ich einige hieher ſetzen will. Dieſe zweite Probe der ſchriftſtelleriſchen Verſuche Webers zeigt ſeine charakteriſtiſche Art: übermütige Luſtigkeit, die mit einem Schleier von ſeiner tiefen Sentimentalität umgeben iſt, dem eigentlichen Grundzuge ſeines Weſens.

Joſef M .....

Es war Winter.

Den Kragen ſeines Sakkos aufgeſtülpt, um den Hals ein ſchmutziggraues Leinen zu einem Knoten gewunden, um das er den unteren Teil ſeines Hemdes beraubte. Das Beinkleid lüftete marktſchreiend das Geheimnis der Mannbarkeit. Das linke Bein warm in einem Röhrenſtiefel gebettet, das rechte ſtiefmütterlich in einem ſohlenloſen Stiefletten, dem hartgefrorenen Boden der Mutter Erde preisgegeben. Seine linke Hand ſuchte ſich vergebens in dem taſchenloſen Fragment der Kleidungsſtücke zu verbergen. Die Rechte tröſtend die Magengegend ſtreichend. So ging M ... ſeinem „Pfiff", dem Maſſenquartiere entgegen.

Mit Blicken, die fieberhaft vor Hunger glänzten und

sich wie Dolche in den appetitlich arrangierten Auslagen der Selcherläden senkten.

Zwanzig Kreuzer, die er in einen Fetzen gewickelt und zwischen Hemd und Haut sorgfältig verbarg, bildeten sein Eigen, sein Vermögen.

Er sieht fröhliche Gesichter, die ihrem sicheren, warmen Heime entgegeneilen.

Da näherte sich ihm ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen und sprach: „Vater, die Mutter läßt Ihnen sagen, Sie sollen nicht immer durch unsere Gassen gehen. Die Mutter schickt Ihnen das hier."

Er öffnete das Paket, in dem sich alte Semmeln, „Weckenzipfe" und Ueberbleibsel, die ein delikates, gewesenes Nachtmahl verrieten, befanden.

Seine Züge verzerrten sich in unaussprechlichem Haß, seine Lippen wollten sich zu einem gräßlichen Fluch öffnen, doch blieben sie stumm. Vor ihm stand ja sein Kind. Er wollte so gerne seine kleine Mizzi liebkosen, doch sie wich befremdet vor dem Vaganten zurück . . .

M . . . . schlich davon.

Er hatte im Leben noch niemandem ein Haar gekrümmt. Daß er ein allzu weiches Herz besaß, war das seine Schuld?

Vom Hause aus eine schwächlich veranlagte Natur, wurde er der Prüfstein seiner Umgebung. Hatte jemand Lust, sich im Austeilen von Ohrfeigen zu üben, so trafen sie meistens M . . . . weiche Züge. Spielten sie nach der Schule Indianer, so wurde gerade er immer gefangen und skalpiert.

Die Jugendjahre verfloſſen ihm nach ſolchen Umſtänden natürlich freudlos.

Er war dreißig Jahre alt, hatte ſich mühſam einiges erſpart und war in einem äußeren Bezirke Wiens bei einer hübſchen Witfrau zu Bette. Sie plauderten viel und gern.

Da er ſein gemietetes Bett in der Küche ſtehen hatte und Frau Maier allein in einem Doppelbette ſchlief, lud ſie ihn ein, es mit ihr zu teilen — wegen des Plauderns.

Sie machte ſich ſeine angeborene Toleranz und Ergebenheit zunutze. Sie lernte ihm Kaffee kochen, aufbetten, ausreiben und anderes.

Liebesbedürfnis, vielleicht ein bißchen Dankbarkeit, knüpfte loſe ein Verhältnis, aus dem eine Knoſpe entſprang. Es war die kleine Mizzi. Doch eines Abends, als er müde von der Fabrik heimkehrte, hatte die kleine Witfrau einen anderen in den Armen. „Franz, hol uns ein Bier und trag die Mizzi ein wenig ſpazieren, mein Couſin hat Hunger". So ſtellte Frau Maier ihren neuen Liebhaber vor.

Franz nahm Krug und Kind und ging mit ſchwerem Herzen wie ihm geheißen. Spöttiſch blickten die Nachbarn nach ihm. Da regte ſich denn doch ein bißchen Männlichkeit. Mit einem gurgelnden Wutſchrei ſchleuderte er das Glas über die Treppen. Glück und Glas waren zerbrochen.

Da erwachte das Kind und fing leiſe zu wimmern an. Er ſetzte ſich auf eine Treppenſtufe und weinte mit ſeinem Töchterlein.

Die Nachbarn lachten.

Stumm stand er auf, nahm das Kind, legte es der Witfrau in die Arme, entnahm seinem Koffer die Ersparnisse und verschwand.

Die Witfrau rief lakonisch nach:

„Franz, kommen S' nicht mehr? . . . . kann ich Sie abmelden . . . ?"

Er ging und sein Leben war zerbrochen. Aus dem fleißigen Arbeiter ist aus Gram ein Griasler geworden, und wenn er im Massenquartier schlafen kann ist es ein Feiertag für ihn. Josef Weber.

Josef Sch . . . . ., 50 Jahre alt, aus Ungarn gebürtig. Er war in einer kleinen Provinzstadt jenseits der Leitha als Schuhmacher etabliert und ging vor einigen Jahren durch schlechten Geschäftsgang zugrunde. Er wanderte aus, weil er, wie er sagt, die Schande, in der Heimat betteln zu müssen, nicht erleben wollte. Mit ein paar Kreuzern Geld kam er nach Wien. Sein einziges Vermögen war sein Werkzeug, das er mitgebracht hatte. Er fristete sein Leben anfangs dadurch, daß er sein Handwerkszeug stückweise verkaufte. Als er nichts mehr zu veräußern hatte, lebte er von den Almosen der Klöster, wo er auch jetzt noch täglicher Gast ist. Sein Obdach hat er in einem Strohschober hinter dem Schlachthaus im fünften Bezirk.

Johann Cl . . . . . ., Spitzname „Gelber". Ein junger schwächlicher, im 25. Lebensjahre stehender Mensch, von Beruf Dachdecker. Er ist seit zwei Jahren arbeitslos. Als er lange Zeit keine Beschäftigung finden konnte, lebte er mit einer Hilfsarbeiterin im gemeinschaftlichen Haushalte. Sie bestritt seinen Unterhalt und sie planten sich zu verehelichen.

wenn Cl. wieder Arbeit finden ſollte. Aber nach einigen Monaten ging das Verhältnis in Brüche. Das Mädchen gab dem Geliebten Geld für einen Winterrock, er aber gedachte einen „guten Tag“ anzutun rag. Darüber erboſt, wollte ſe ihm wiſſen und er war nun Elend preisgegeben. Anfangs neſtuben und erhielt in Spitä er etablierte er ſich ein Obd rdberg. Dieſe Schlaf- ſtätte ha ausfindig gemacht. Ich kom ſem Menſchen, trotz ſeiner g jüngſten Zeit heftig zu gären h für ſeine Stimmung iſt es, d kleinen Strafregiſter zwei Ab Gewalttätigkeit ver- merkt ſi räumen von einigen Wochen

Ka Böhmen gebürtig. Gleichfalls ſeit acht Monaten arbeitslos, trägt er mit verhältnismäßiger Ruhe und mit einer Widerſtandsfähigkeit, die ſeine Nation auszeichnet, ſein Schickſal. Den ganzen Winter über lebt er faſt ausſchließlich von Kloſterſuppe und jenen Gratisportionen an Gemüſe, die in einer beſtimmten Anzahl in den Suppen- und Teeanſtalten zur Verteilung gelangen. Eine Zeitlang hatte er ſein Nachtlager in einem Handwagen aufgeſchlagen, der zu Geſchäftszwecken verwendet wurde und in dem großen Hofe eines alten Hauſes ſtand, der durch einen Bretterzaun von der Straße abgegrenzt war und über den hinweg der Mann

allabendlich in sein seltsames Bett kroch. Der Geschäftswagen hat ihm nur provisorisch Unterkunft geboten. Eines Nachts fand er ihn versperrt, offenbar auf Anordnung des Besitzers, der diesem Nebenzwecke des Vehikels keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Josef A . . . . . ; 26 Jahre alt, aus St. Pölten geboren, von Beruf Schweizer, mit dem Spitznamen „Schlepper". Ueber die Ursachen seiner Verlotterung konnte ich nichts Bestimmtes erfahren. Er ist ein sogenannter „Taxameterbärsch", das ist ein Griasler, der regelmäßig mit einem alten Blechtopf, den er irgendwo aufgelesen hat, früh morgens und abends zu den Klöstern wandert, um dort seine Suppe in Empfang zu nehmen. Unter dem rechten Arme hält der Mann seine „Gerechtigkeit", wie in der Sprache der Taxameterbärsche der Löffel bezeichnet wird. Im Winter schläft er in Wärmestuben, im Sommer bei schönem Wetter in der Binderau, wo er einen großen Strohschober zum Nachtquartier sich erkoren hat. Dort spielt er die Rolle eines Hoteliers, indem er Plätze nur gegen Bezahlung von einigen Kreuzern anderen Vaganten überläßt. Da er von überlegener Körperkraft ist, wird das von ihm geübte Faustrecht allgemein respektiert. Insbesondere sind es die sogenannten „Praterschlampen", die niedrigste Sorte der Prostituierten, die im Wurstelprater nach Liebhabern suchen, sich ihre Gefälligkeiten mit zehn bis zwanzig Kreuzern bezahlen lassen und beim Morgengrauen die Gastfreundlichkeit des Strohschobers in Anspruch nehmen.

Florian F . . . . . ; 33 Jahre alt, Bäckergehilfe, aus Mähren gebürtig, hat sich frühzeitig dem Trunke ergeben, der ihn schließlich zu jeder Arbeit untauglich

machte. Im Winter schläft er in der Wärmestube, im Sommer in einem Heuschober in Kagran.

Pepi L . . . ; 52 Jahre alter Griasler, mit dem Spitznamen „Dickhäuter", geboren in Niederösterreich. Er hat seit neun Jahren keine regelmäßige Beschäftigung und verdient nur hie und da auf Märkten und durch Handlangerdienste auf der Straße ein paar Kreuzer.

Johann G . . . ; 30 Jahre alt, aus Ungarn gebürtig, von Beruf Reitbursch. Er ist ein Mitglied der „Scherzerplatte", einer jener organisierten Verbrechergesellschaften, die sich zum Teile aus Kastelspritzern, das sind Auslagendiebe, zum Teile auch aus Leichenfledderern das sind Diebe, die im Freien auf Bänken oder im Freien überhaupt schlafende Personen ausrauben, oder wie der diebstechnische Ausdruck lautet: „o'stier'n". Der Blick dieses Menschen ist nichts weniger als vertrauenserweckend. Er scheint den Entschluß gefaßt zu haben, mit seinen Nebenmenschen nicht viel Federlesens zu machen, und hat auch bereits eine hübsche Anzahl von Strafen, zumeist wegen Einbruchsdelikten.

Leopold K . . . . ; 18 Jahre alt, aus Schlesien gebürtig, von Beruf Buchbinderlehrling. Er entwich aus dem Elternhause, weil er wegen leichtsinnigen Schuldenmachens Strafe befürchtete. Es ist eines jener verdorbenen Kinder, die den Eltern entlaufen und, der Schule oder der Lehrzeit überdrüssig, auf Abenteuer ausgehen. Sie wollen zumeist nach Amerika auswandern, um dort Indianer zu skalpieren, gelangen aber leider schließlich auf dem Umwege über Bezirksgerichtsarreste ins Landesgericht.

Georg R . . ; 42 Jahre alt, in Wien geboren,

gleichfalls ein Mitglied der „Scherzerplatte". Ein Mensch, der so aussieht, als ob er in Sünden so alt geworden wäre. In Wirklichkeit aber ein gutmütiger, täppischer, armer Teufel, der sich mehr aus Solidarität an den Streifzügen seiner „Platte" beteiligt.

Nun ist mein Reigen*) geschlossen. Er ist lückenhaft, enthält nur die repräsentabelsten Existenzen. Hinter ihnen dehnen sich nicht endenwollende Massen von Menschen, die unter dem Tiere stehen, ganz versunken in der Kloake, taub und verständnislos für den Ruf, der sie ans Tageslicht locken will.

*) Die zur Bilderserie dieses Kapitels gehörigen reproduzierten Photographien: „Das Bienensuchen", „Leichenfledderer an der Arbeit", „Eine Messerrauferei", „Ein Einbruch in einen Keller" sind nicht sozusagen in flagranti gemacht, sondern, mit Ausnahme des „Bienensuchens", zur Veranschaulichung der betreffenden Vorgänge, wie der technische Ausdruck lautet, gestellt worden. „Bienensuchen" nennen die Griasler ihre Morgenbeschäftigung, die darin besteht, daß sie sich auf einer Wiese vom Ungeziefer zu reinigen suchen.

Bei der grünen Bettfrau.

Es war in den letzten Novembertagen, als sich der Kiebitz eines Abends im „Klub“ am Tiefen Graben an mich wandte:

„Nun müßten Sie wohl auch der grünen Bettfrau Ihre Visite machen.“

Er hatte seinen Galatag, wie er und seine Genossen es nannten, wenn er tiefernst, ohne frivole Scherze zu machen, ganz in sich gekehrt dasaß und wie er zur Feier dieser außerordentlichen Stimmung — hochdeutsch sprach. Und er tat dies auf eine ganz merkwürdige Art.

Etwa wie ein Komiker pathetisch wird, um zu zeigen, daß ihm auch tragische Akzente nicht fremd sind. Im Anfang bediente er sich denn immer des fatalen Imperfekts, beobachtete einen geschraubten Satzbau und sprach in unerträglich tadellosen Konstruktionen, die auch in Schulaufsätzen ohne rote Korrektur davonkommen hätten müssen.

Erst allmählich befreite er sich von diesem Zwange, wurde lebhaft und entwickelte auch in dieser ungewohnten

Form ſeine Originalität, die im Dialekt ſo ſchlagend hervortrat. Dabei konnte ich bemerken, daß es ihm in ſolchen Fällen ganz beſonders darum zu tun war, in ſeiner Rolle recht zu glänzen.

Schon lange hatte ich es beobachtet, daß, wenn er ſeine Darſtellungen gab, die voll ſatiriſcher Randbemerkungen und voll verſteckter Bosheit waren und die mir, der ich aus einer anderen Welt kam, neue Menſchenſchickſale offenbarten, daß er, wenn er im Mittelpunkte einer packenden Szene ſtand, für das Theatraliſche ſeiner Situation einen ausgeſprochenen Sinn hatte. Und dann bot er alles auf, um jede mögliche Wirkung aus dieſer Situation herauszuholen. Da wurde alles dramatiſch zugeſpitzt, es gab Pointen, die ganze Darſtellung wurde abgerundet, wohl nicht ſelten auch mit Zuhilfenahme ſeiner Phantaſie, die die ſtörenden Lücken ausfüllen mußte.

Ganz beſonders ſorgfältig aber ſprach er, wenn er ſeine eigenartigen Theorien vortrug und ſie weitläufig ausſpann, wobei ſeine Abſicht deutlich wurde, daß er beachtet zu werden wünſche.

Heute war gerade wieder ſo ein Tag, wo er ſich als „Sinnierer" gab. Deshalb war ich über ſeine unvermittelt vorgebrachte Aufforderung erſtaunt. An ſolchen Abenden pflegten wir uns immer in eine Ecke zu ſetzen und während er an der Zigarre zog, die ich ihm zuſteckte, gab er mir Proben ſeiner Kritik über Menſchen und Dinge.

Als er mir vorſchlug, die Lager der Obdachloſen im Freien, in der Krieau und Binderau im Prater aufzuſuchen, die der Volksmund im harmloſen Spott „grüne Bettfrau"

nennt, wendete ich ein, daß man zu so vorgeschrittener Jahreszeit wohl kaum noch Schläfer dort unten finden werde.

„O doch," erwiderte er. „Die haben ja kein so weiches Bett wie Sie in Reserve, daß sie beim ersten Frost ausreißen könnten. Wir werden gewiß noch eine ganze Menge von ihnen bei der Reichsbrücke finden. Heute wäre übrigens gerade eine geeignete Nacht zu einem solchen Ausflug."

In der Tat, draußen war es mild, einer jener wunderbaren Abende, die wie ein verirrter Sonnenstrahl mitten im Spätherbst auftauchen und die mürrischen, auf den Winter vorbereiteten Leute auf der Straße ganz außer Fassung bringen.

Ich nahm also den Vorschlag des Kiebitz an und wir marschierten, es war um 10 Uhr nachts, dem Prater zu.

Dunkel lag die Hauptallee vor uns. In ihrer Mitte der helle Streif der sorgfältig gepflegten Wege, in ihrer monumentalen Breite erwartungsvoll still und leer, ganz märchenhaft mit ihren Baumreihen, die in geraden Linien Spalier stehen.

Wir bogen quer durch die Gebüsche ein und bummelten durch den Wurstelprater.

Die Nachtluft strich mit leisem Sausen über uns hin. Die Gräser knisterten unter unseren Schritten und das Gesträuch, noch schwärzere Schatten als die Dunkelheit selbst, wiegte sich in rhythmischem Rauschen.

„Wie wundervoll es auch im Winter hier ist," bemerkte ich zu dem Kiebitz. „Rein zum Entzücken. Ganz

im Grünen ist man, und es ist gar nicht das kränkliche Grün, das wir sonst immer in der Nähe von Häusern finden. Wenn man so durch das Gesträuch blickt, würde man meile

„Sind reund?“ bemerkte der Kiebitz an.

„Gen

„Ich stadt- und Berufs- menschen, e oßes Sanatorium, das man b n aufsucht. Man steckt die N aar Züge Gesund- heit mitzun e Berge, um das Schlemmer m herabzuschauen auf die an en können. Aber alle heiml bleibt ungenossen, wächst ein htse, die in dem rasselnden T rsagen und flüchtig werden.“

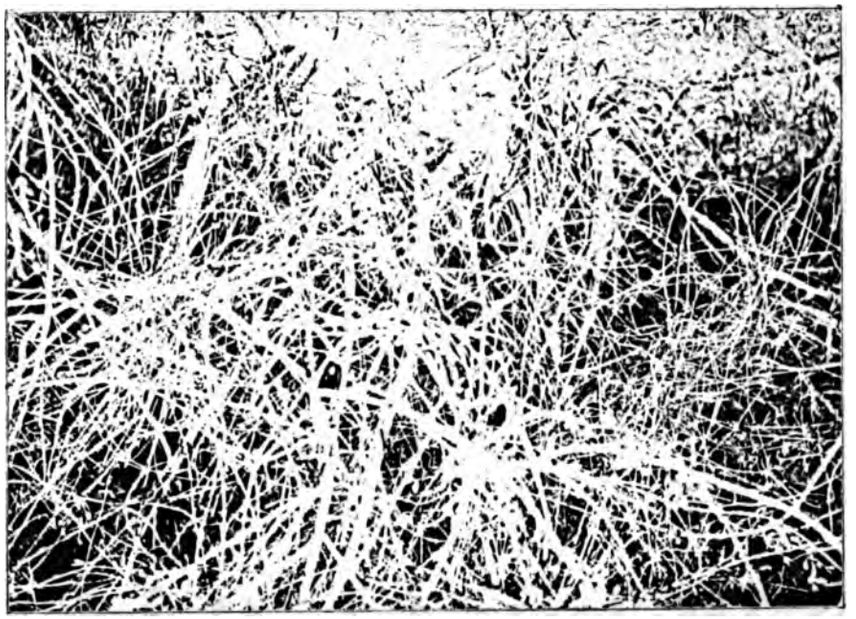
Form Kiebitz verblüfften mich. Ich antwortete: „Ja, warum sollen denn die Groß- stadtmenschen keinen Naturſinn haben? Gerade ihre illusionslose Tätigkeit, ihre nüchterne Arbeit löst eine Sehn- sucht bei ihnen aus, die sehr oft im Anschauen und Ge- nießen der Natur befriedigt wird.“

Ich fürchtete, einen unverhältnismäßigen Ton ange- schlagen zu haben, aber der Kiebitz antwortete mir sofort schlagfertig: „Wenn man es nicht ausrechnet, würde es scheinen, als ob Sie recht hätten. Aber in den Herzen der Menschen, wie ich sie meine, kann so etwas wie Sehn- sucht gar nicht aufkommen. Dergleichen ist ihnen mit dem

Ein geheimer Durchschlupf in den Verhau.

Ein Lager in der Binderau.

Schlafplätze in der Binderau.



Der Verhau nächst der Praterkaserne.

Drill genommen worden. Denn zuerst kommt die Erziehung und macht sie krumm, dann die engherzige Schule und hämmert an ihrer armen Seele herum und knetet an ihrem Kopf, daß er ja nur ein recht platter Bürgerschädel werde. Alle Illusionen werden zum Teufel gejagt und an Stelle aller echten und natürlichen Menschenempfindungen werden die vorgeschriebenen Gefühlswalzen gesetzt."

„Ja, Mensch, wo haben Sie denn das alles her?" fragte ich im höchsten Erstaunen.

„Aha, darauf habe ich gewartet. Nicht wahr, weil ich einen schlechten Rock habe und keine Steuer zahle, darf ich mir gar nicht die Freiheit nehmen, über Welt und Menschen eine eigene Meinung zu haben?"

Der Kiebitz sprach jetzt in erregtem Ton: „Und doch sag' ich Ihnen, aller Weisheit letzten Schluß, den finden Sie noch am ehesten bei uns unten, aus unserer Perspektive, wo man die Menschen nackt sieht und die oben, ohne interessiert zu sein, an ihrem Ringelspiel. Sie werden es vielleicht schon bemerkt haben, daß ich nicht blind bin, und was das Wissen anbetrifft? Ach Gott, studiert hab' ich genug."

„Möchten Sie mir nicht etwas aus Ihrem Leben erzählen?"

Gespannt stellte ich die Frage an ihn, denn so oft ich bisher den Versuch gemacht hatte, ihn auf dieses Thema zu führen, es war mir nicht gelungen.

„Mein Gott, was sollte ich Ihnen erzählen. Es kommt ja doch dabei nichts heraus. Durch viel Schmutz und Gemeinheit bin ich gezogen, bevor ich dorthin kam,

wo ich jetzt bin," sagte er verlegen. „Was sollte mir die Erinnerung an gestern. Es genüge Ihnen, daß ich an der Technik studierte, bevor ich, wie man das in Ihren Kreisen zu sagen beliebt, Schiffbruch litt. Aber gern will ich Ihnen von meinem Heute sprechen, von meiner jetzigen Lebensauffassung. Es ist das ein System, das ich mir zurechtgelegt habe, und das ich allen predige, die mir lieb sind."

Der Kiebitz wurde jetzt lebhaft und sprach mit immer größerer Leidenschaftlichkeit.

„Ich bitte Sie, nur nicht teilnehmen an diesem elenden Lebenswerkel. Enttäuschung und Schmerzen bringt es jedem. Ich brauche seine Freuden nicht, denn ich habe Furcht vor seinen Leiden. Darum stehe ich zum Leben etwa in dem Verhältnis wie ein Zuschauer zur Bühne. Es sind keine Fäden da, die mich mit ihm verbinden. Ich menge mich in keine fremden Schicksale ein, enthalte mich der Freundschaft und der Liebe. Ich betätige keinen Ehrgeiz, suche niemandes Güte und Mitleid und schließe mich von jeder wirklichen Gemeinschaft aus. Aber dennoch bin ich immer in der Mitte des tollsten Treibens und ich sehe den Kampf auf dem Theater, das Steigen und Fallen, den Schmerz und die Freude der andern, und das größte Unglück, das mir widerfahren kann, daß mich nämlich Langweile erfaßte, ist mir bisher fremd geblieben. Ich sehe die Ueberfälle des Schicksals und seine Clownstreiche mit Interesse, lasse mich wohl im Augenblick packen und durchlebe alle Schauer und alles Vergnügen, als ob ich ein eigenes Geschick erfahren hätte. Aber dann gehe ich fort und schüttle den Schrecken ab, wie man eben

aus einem Schauspiel fortgeht, und meine Seele weiß von keinen Wunden ... Jetzt wissen Sie auch, warum man mich den Kiebitz nennt. Denn was ich eben sagte, ist mein Lebensrezept, das ich an meinen Galatagen predige. Aber man hört nicht auf mich. Zu sehr lassen sich die Leute von ihrem Blute unterjochen, stürzen sich in den Strudel. Mich hat's natürlich auch viel Ringen gekostet, bevor ich mich selbst überwunden habe. Nun bin ich so weit und ich freue mich täglich darüber."

Ich hatte den Kiebitz, während er sprach, genau beobachtet. Er war sehr ernst und sprach schließlich mit einer leichten Melancholie.

Auf eine Antwort schien er nicht zu warten. Ich schwieg denn auch und war mit Staunen über sein seltsames Wesen erfüllt. Wie er so da neben mir herging, so leicht und sicher, schien er mir wirklich ein Mensch zu sein, der mit sich und der Welt ins Reine gekommen und auf alle Möglichkeiten vorbereitet war.

„Jetzt sind wir in der Binderau," unterbrach mich nach einigen Augenblicken der Kiebitz im Sinnen.

„Da werden wir wohl bald die ersten Griasler finden."

In der Tat fanden wir bald einen Schläfer unter einem Strauch liegen. Da das Gras dünn und niedrig stand, hatte der Mann Reisig zusammengetragen und sich unter den niedrigen Zweigen so gebettet, daß sie eine natürliche Wölbung bildeten und ihm vor plötzlich eintretenden Witterungsumschlägen einen natürlichen Schutz boten.

Im Weitergehen fanden wir dann noch einzelne Schlafende, besonders bei der Praterkaserne, in deren Nähe

sich ein Verhau befindet, der eine große Wiese umschließt, die im Sommer zu den frequentiertesten Schlafplätzen zählen soll. Hier hat das Gesträuch mit seinen ineinander verschlungenen Zweigen unentwirrbare Wände gebildet, durch die niemand heil durchzukommen vermag. Und ganz versteckt, nur Eingeweihten bekannt, befindet sich der Durchschlupf in diesem Verhau, der, wie mir der Kiebitz erklärt, morgen wieder künstlich verstopft wird, um an einer anderen Stelle von einem neuen Eingang ersetzt zu werden. Das geschieht, um bei polizeilichen Streifungen durch den Prater den suchenden Wachleuten die Auffindung der Schläfer zu erschweren und ihnen, die auf diese Weise nicht überrascht werden können, die Möglichkeit der Flucht offen zu lassen.

Immer tiefer wanderten wir in die Auen hinein.

Ueberall fanden wir einzeln und in Gruppen Schlafende im Gesträuch. Stunden vergingen, in denen wir nach kleinen Ruhepausen alle Winkel des Praters durchstöberten.

„Ja, und was mein Vorleben betrifft," nahm der Kiebitz wiederum unser früheres Gespräch auf. „Natürlich bedurfte es eines gewaltigen Krachs, damit ich herabfiel, um hier unten zur Besinnung zu gelangen. Sonst hätte ich wohl automatisch fortgelebt wie die anderen alle."

Der Kiebitz veränderte sein lebhaftes Wesen und sprach jetzt mit gezwungener Ruhe, wobei er jedes Wort scharf pointierte.

„Was Sie vielleicht längst ahnten, will ich Ihnen sagen: Ich habe nämlich ein Verbrechen begangen. Es

war kein Mord, kein Totschlag, aber wenn es der Zufall gewollt hätte, wäre es einer geworden ... Ersparen Sie mir die Schilderung. Es war das während meiner Studienzeit. Monatelang hatte ich willig gehungert. Aber eines Tages hatte ich kein Obdach und schlaflos wanderte ich Nächte lang in den Straßen herum. Denn damals waren mir die Unterschlupfe des Elends noch nicht so geläufig.

„Wissen Sie, was schlaflose Nächte sind?! Wenn Sie sich mit erschöpften Gliedern und fieberhaft erregtem Gehirn, in dem sich wahnsinnige Gedanken kreuzen, ziellos durch die Gassen schleppen? Alle bösen Instinkte sind in Ihnen aufgewühlt, drängen nach Betätigung und kennen nur ein Ziel: Veränderung dieses entsetzlichen Zustandes ... Einen Mord für ein Bett! ... O, diese schlaflosen Nächte, die obdachlos gewordene Menschen verbringen müssen, sind die wichtigsten Quellen der Verbrechen! Denn alle aufgehäufte Verzweiflung und Erbitterung nehmen so ein paar Stunden Schlaf mit sich und beim Erwachen gewinnt wieder die ruhige, nüchterne Ueberlegung die Oberhand ... Ja, wenn ich damals hätte schlafen können, nur eine einzige Nacht! ... Betten sollte man stiften, Betten, viel Betten für Obdachlose. Nicht aus Humanität, aus klarem Egoismus für die Bedrohung der Sicherheit der Gutsituierten. Betten für Obdachlose, damit sie sie nicht auf dem Umwege des Verbrechens an sich reißen. Dieses eine Recht müßte ihnen bei aller Ungerechtigkeit gewahrt bleiben: das armselige Recht auf den Schlaf."

Mit immer mehr gesteigerter Erregung hatte der Kiebitz zu Ende gesprochen. Nun ging er schweigend neben mir.

Schon graute es.

Mit einem jähen Schwung eilte als Signal des erwachenden Tages ein fahles Licht über das Firmament, und wie im Schlafe überraſcht, ſtanden die Bäume in der feuchten Kühle, ſchälten ſich aus der Dunkelheit, die ſich in Schleiern von ihnen hob.

Die Schläfer in den Sträuchern lagen noch tief in Träumen vergraben da.

Stumm, die Blicke auf den ſtrahlenden Sonnball gerichtet, der mit unaufhaltſamer Stetigkeit wie ein Sieger aufſtieg, wanderten wir durch den Prater zur Stadt zurück, die ſich mit ihrem Steinpanzer drohend gegen ihn abſchließt.

Noch ein paar Schritte und wir traten aus dem Erwachen der Natur und dem Atem der Bäume hinein in einen anderen Morgen, der ſich mit dumpfen, tauſendſtimmigen Lauten träge zwiſchen den Häuſermaſſen erhob.

* * *

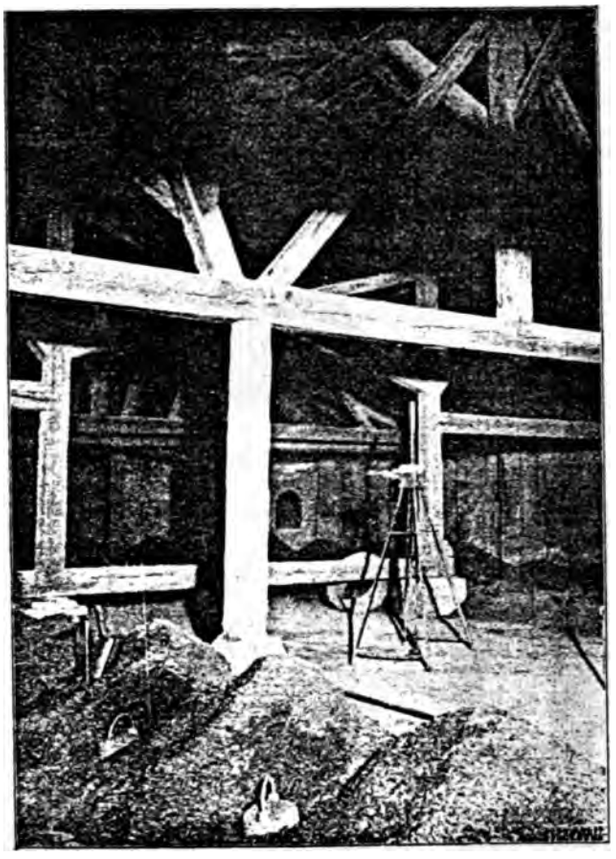
Einige Tage ſpäter beſuchte ich auch die „Teppichklopferei", wie in Vagantenkreiſen die Obdachloſenlager in den Booten und Zillen an der Brigittenauerlände genannt werden. Es ſind ausrangierte Fahrzeuge, die teils übereinandergeſchachtelt in Holzſchuppen liegen, teils auch einzeln am Lande ſtehen.

Sie wurden ehemals zur Beförderung von Pflaſterſteinen verwendet und ſind insbeſondere im Sommer der Unterſchlupf von Obdachloſen.

Ihr Bau iſt völlig zerborſten, die Wände morſch.

Bei unseren Besuchen fanden wir nur wenige Griasler vor, da das Schlafen im Freien nicht mehr sehr verlockend war.

Eine der von uns aufgefundenen Schlafstätten war besonders originell und charakteristisch. Wie eine Auster lag ein Mann in einem Kahne, rechts und links zwei Zillen halb aufgestellt, die er nur über sich zu schließen brauchte, um sich vor Unbilden der Witterung zu schützen.



Der Schürraum.

Lager im Schürraum.

In den Kammern um die Feuerung.

Ein alter Vagabund.

Ein Plattenmitglied.

Ein Wiener Früchtel.

Ein Mitglied der Scherzerplatte.

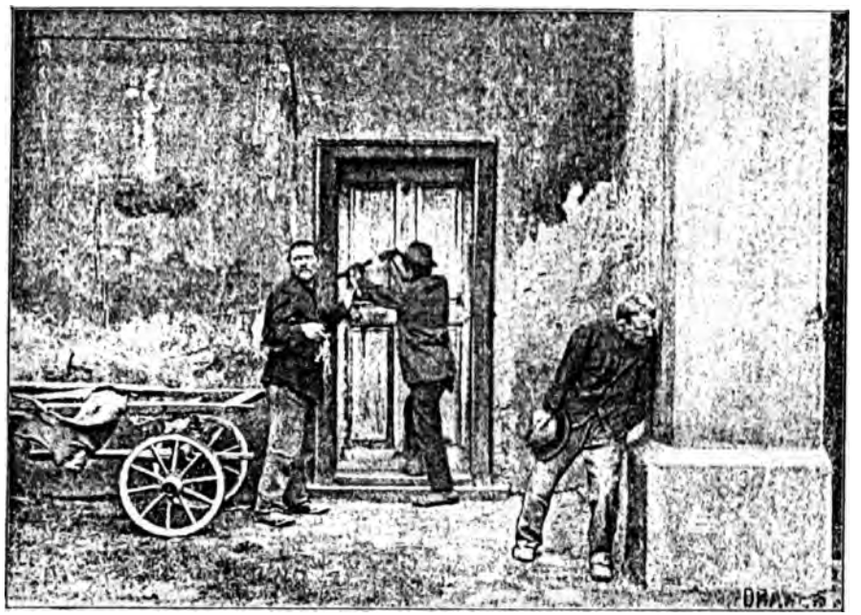
„Das Bienensuchen."

„Leichenfledderer“ an der Arbeit.

Eine Messerrauferei. (Der Beginn.)

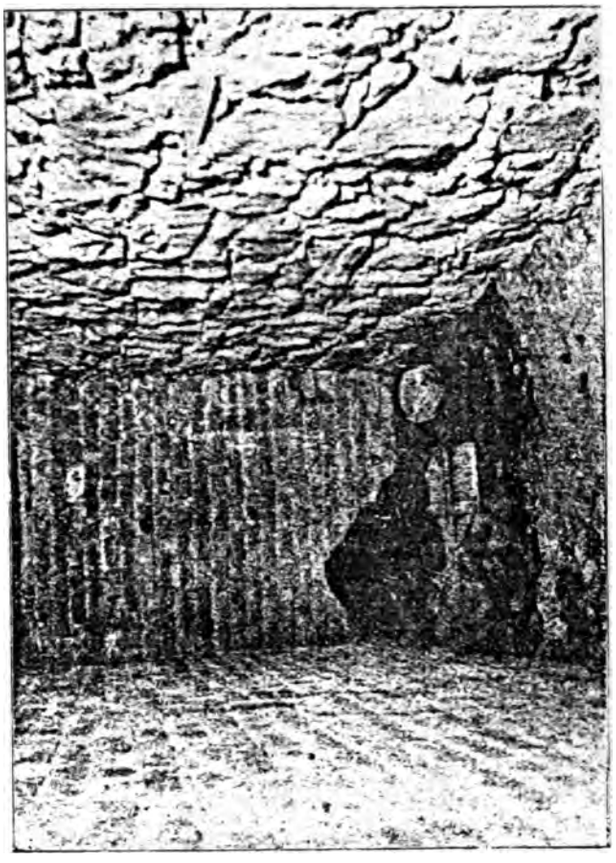
Eine Messerrauferei. (Der kritische Moment.)

Eine Messerrauferei. (Das Ende.)



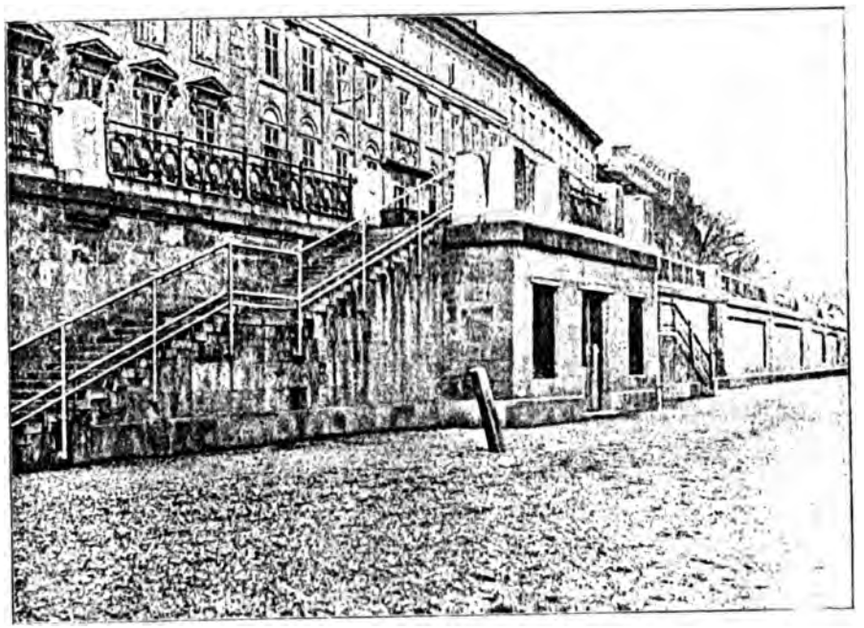
Einbruch in einen Keller. (Beginn der „Arbeit“.)

Die Flucht der Einbrecher.

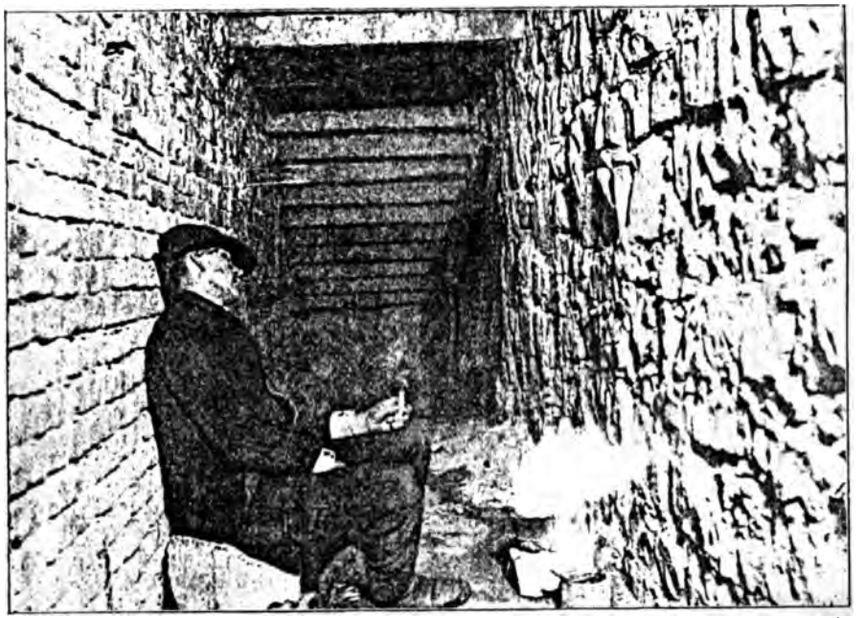


Lager in einem Seitenschacht.

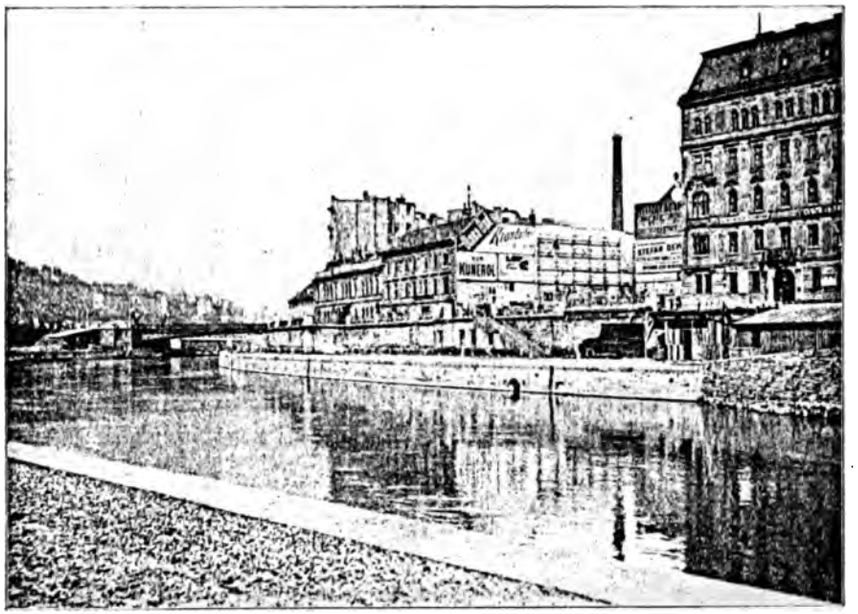
Ein Stammgast aus dem Sammelkanal.



Ein Schachteingang. (Zwischen Stephaniebrücke und Ferdinandsbrücke.)



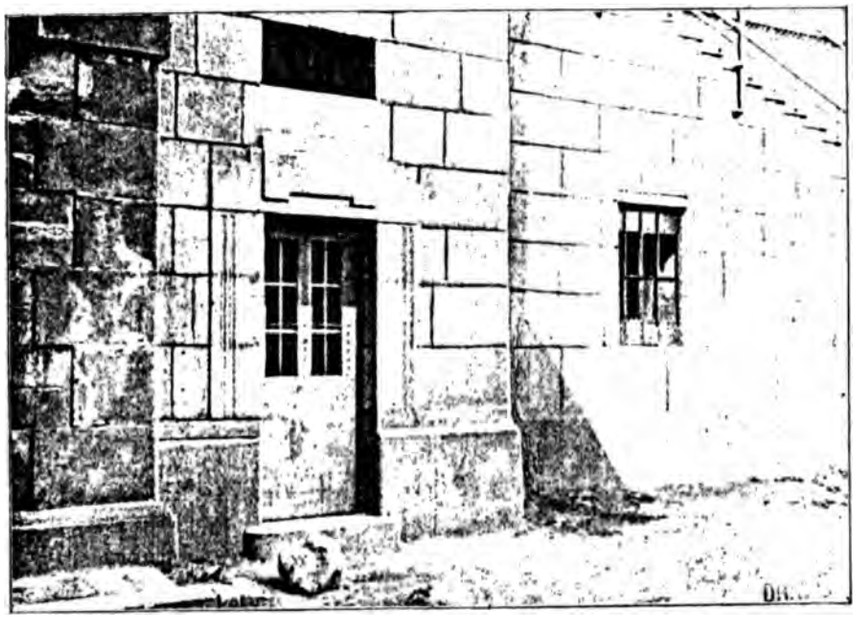
Ein Obdachloser beim Feuer sitzend.



Ein Schacht bei der Ferdinandsbrücke.

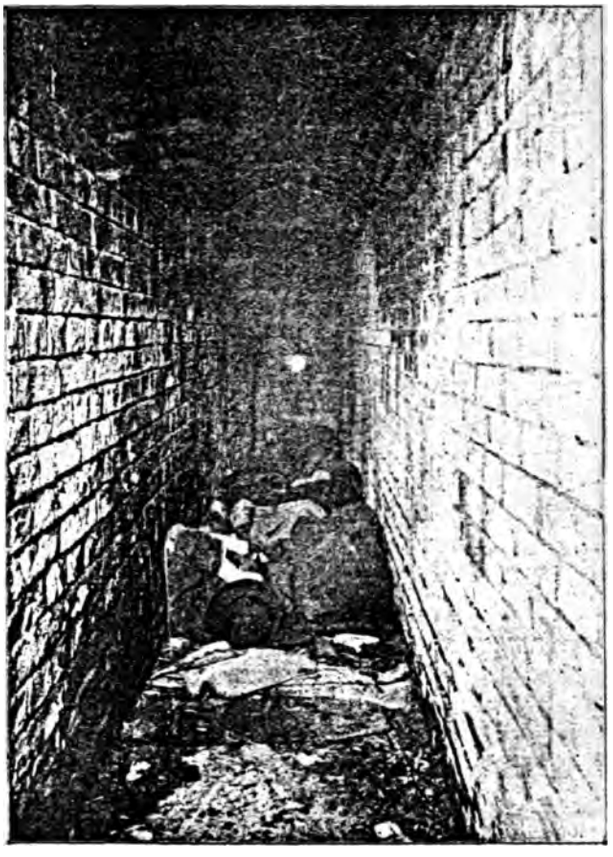
Der Hintergrund der Sammelkanal-Schachte.

Schläfer im Schachte bei der Ferdinandsbrücke.



Der Eingang zum Schachte unter der Franzensbrücke.

Die Quartiere in den Schachten der Franzensbrücke. (Schacht I.)

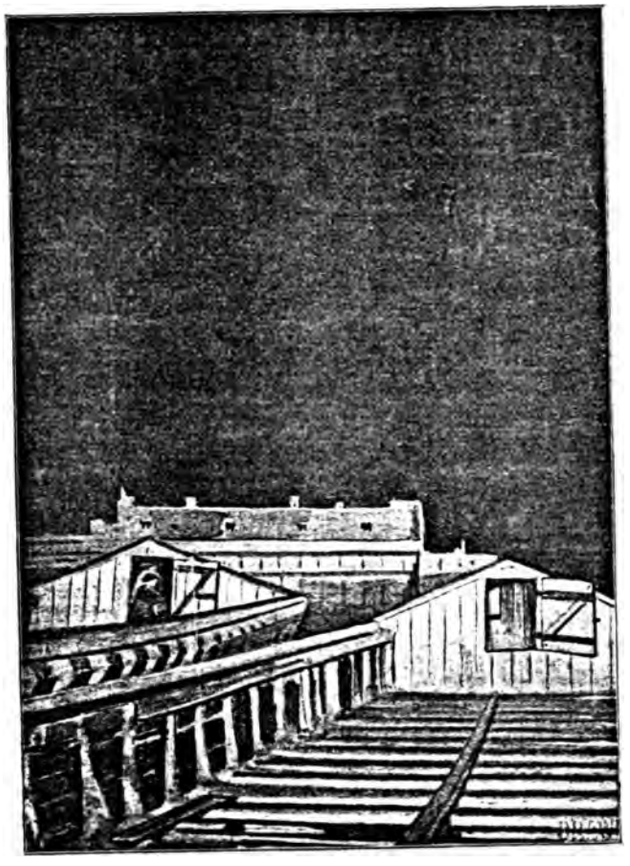


Die Quartiere in den Schachten der Franzensbrücke. (Schacht II.)

Ein Lager in den Zillen.

Der Wachposten am Eingang der Heuschober-Katakomben.

Ausrangierte Boote. (Schlafstätten der Obdachlosen im Sommer.)



Die Lager in den Booten.

Massenquartiere.

Dieses sind die letzten Schilderungen der Nächte, die ich unter den Elenden der Großstadt verbracht habe.

Meinem Buche habe ich es auf die Stirne geschrieben: Es sind nur lose Skizzen, just ein paar grelle Töne aus der Symphonie ihres Unglücks. Sind nur ein paar Griffe in den Bodensatz unseres Lebens.

Auch in diesem Kapitel werde ich leidenschaftslos nur Tatsachen auf die laufende Rechnung der Gesellschaft setzen. Sie allein sollen ihre starke unwiderlegbare Sprache sprechen. Leute, die Gewinner im Leben sind, mögen mich immerhin sentimental nennen, nervöse Kulturmenschen und Leser, die abgehärtet gegen geschriebene Not sind, sich immerhin mit Widerwillen abwenden. Ich werde dann ruhig die üble Laune der Schuldner vermerken, die ihre Verbindlichkeiten ignorieren.

Wohl waren die Vagabundenschicksale in den letzten Jahren in der Gesellschaft Trumpf. Daran trägt die Mode, diese fixe Idee der Gesellschaft, schuld. Ihre Tragik

wurde in Jausengesprächen zwischen zwei Sandwiches gewürdigt und erschöpft und war leider nur ein pikantes Spielzeug. Man empfand dabei seinen eigenen warmen Platz im Leben doppelt zufrieden, die Nerven konnten sich ein bißchen vergnügen.

In diesen Schilderungen will ich besonders über die irregulären, die polizeilich nicht genehmigten, Massenquartiere berichten, die in den kleinen schmutzigen Winkelgassen der Leopoldstadt zu Dutzenden existieren.

Es sind Wohnungen in alten, halbverfallenen Häusern und bestehen gewöhnlich aus drei bis vier Räumen, in denen achtzig und oft auch mehr Personen beiderlei Geschlechtes übernachten. Zum Teile sind sie in Betten untergebracht, doch liegen die meisten auf umgestürzten Kisten oder auf Fetzenwerk am Boden, ja sogar auf Fensterbrettern.

Für solche Lager sind durchschnittlich zwanzig bis dreißig Kreuzer per Nacht zu entrichten.

In der Kleinen Schiffgasse befinden sich zwei solche Häuser, in denen fast jedes Stockwerk mehrere solcher Quartiere beherbergt.

Das eine ist ein uraltes, einstöckiges Gebäude.

Wir müssen über ausgetretene Stufen schmaler und unsicherer Treppen und stehen dann vor einer zerborstenen kleinen Holztür, durch die schwaches, dunstverhülltes Licht dringt.

Eintretend empfängt uns schwere, dicke Luft.

Gerüche alter Eßwaren, der trockene Hauch modernden Tuchzeuges, schlechter Rauch, mit dem die Luft belastet ist, und die furchtbaren menschlichen Ausdünstungen

verbinden sich zu einem Ensemble, das den Lungen Gewalt antut.

Wir stehen in einem etwa kabinettgroßen Raum, der offenbar ursprünglich Küche war, und neben drei Bettgehern auch der vierköpfigen Familie des Wohnungsgebers Schlafstätten bietet.

Hier ist jedes Stückchen Raum raffiniert ausgebeutet. An den Wänden hängen übereinander Lumpen, Tücher, Geschirr, Körbe. Auf einem staubigen Kasten sahen wir einen halben Hering und zwei Erdäpfel in Schalen liegen, die Ueberreste einer Mahlzeit.

Als wir eintraten, feilschte eben das Weib des Quartiergebers mit einem etwa fünfunddreißigjährigen betrunkenen Menschen, der vor ihr hin- und hertaumelte und ihr wie unversehens von Zeit zu Zeit einen Hieb in den Rücken versetzte.

Die eine Hälfte seines Gesichtes war mit Kot bespritzt und von seiner Stirne träufelte ab und zu ein Blutstropfen herab. Er mußte auf der Straße gestürzt sein.

„Bluatsaugerin," lallte er mit heiserer Bierstimme, „dreiß'g Kreuzer für den Pfiff[1]) .. Aha, da is die Unterhaltung a dabei mit de g'spaßig'n Viecherln ..... Warum ... warum dreiß'g Kreuzer?" sprach er nachdenklich vor sich hin. „I hab' nur ... i hab' nur zwanz'g Kreuzer ... nur zwanz'g, du Schlampen, da hast zwanz'g Kreuzer, nimm den Zwanz'ger, no nimm's."

In allen Tonarten, mit flehentlich erstickter Stimme,

[1]) Schlaf.

mit Wut und Kreiſchen verſuchte er fortgeſetzt, dem Weibe das Geld in die Hand zu drücken.

Das Weib aber nahm von dieſen Bemühungen keine Notiz. Sie keifte, während ſich ihr ganzer Körper vor Erregung hin und her warf.

Konvulſiviſch krampften ſich ihre Hände zuſammen, während böſe Worte in toller Flucht über ihre Lippen kollerten, ein zorniges, unverſtändliches Kauderwelſch, in dem nur die gemeinen Schimpfworte erkennbar waren, die jeden Augenblick ziſchend aus ihrem Munde ſchoſſen, dem müden Menſchen in's Geſicht.

Hätte in ihren Augen nicht helle Wut geflammt, man hätte nach ihrem winſelnden, kläglichen Ton urteilen müſſen, ſie betteln um ihr ſchmutziges, elendes Leben.

In Wirklichkeit aber waren nur zehn Kreuzer auf dem Spiel . .

„Die Kanaille hat an Gach'n",[1]) ſagte der Betrunkene in verlegenem Ton, langte ſchwerfällig und langſam noch ein Nickelſtück aus dem Sack und übergab es dem noch immer ſchimpfenden Weibe. Dann ging er brummend mit ſchlürfenden Schritten in das Nebenzimmer und warf ſich auf ein Lager auf der Erde.

In dieſem Raume, der von Bettgehern überfüllt war, lag links in einem Bette ein älterer Menſch und ein blutjunges Mädchen. Aus der fremden Höflichkeit, mit der ſie miteinander ſprachen, konnte man ſchließen, daß der Zufall ihre nahe Bekanntſchaft vermittelt hatte.

In einer anderen Ecke waren auf einem quer gelegten

[1]) Zorn.

Brette zwei Kinder untergebracht, die völlig entkleidet und in Fetzen gehüllt waren.

Am nächsten Tage besichtigten wir die drei Höfe des Nachtasyls, die in ihrer alten Bauart mit ihren eingesunkenen, abgebröckelten Mauern sehr romantisch aussehen.

Heillose Zustände fanden wir in zwei Massenquartieren in der Haidgasse. Das betreffende Haus, das in den unteren Stockwerken ziemlich gepflegt ist, zeigt im dritten Stock, wo sich am Ende eines langen Ganges ein Massenquartier befindet, eine furchtbare Verwahrlosung.

In der aus einem winzigen Vorraum und einem niedrigen Zimmer bestehenden Wohnung nächtigen durchschnittlich fünfzig Personen. Hier gibt es nicht die geringste Einrichtung.

Nur in einer Ecke sind Tücher und Fetzen und Fragmente ehemaligen Bettzeuges aufgestapelt, die nachts auf den Boden ausgebreitet werden, und auf denen die Leute kreuz und quer herumliegen.

Das andere Quartier besteht gleichfalls aus Zimmer und Küche, die jedoch weit geräumiger sind. Ueberdies führt aus der Küche, in der etwa zehn Personen zu nächtigen pflegen, eine Holztreppe auf den Dachboden, der gleichfalls zu Schlafzwecken herangezogen wird.

Die Besitzerin dieser Wohnung, in der durchschnittlich vierzig Personen Unterkunft finden, ist eine Witwe, die in der Saison, das heißt im strengen Winter, ausgezeichnete Geschäfte macht, da jede Person dreißig Kreuzer Schlafgeld zu bezahlen hat.

Ganz besonders charakteristisch für die Verhältnisse in den Massenquartieren war hier eine Ecke, in der irgend-

ein Mensch auf einer zum Bett umgewandelten Kiste schlief und die wie eine Idylle aus diesem traurigen Leben anmutete.

Sehr überrascht waren wir von dem Aussehen eines Massenquartieres im Nebenhause, das sich verhältnismäßig rein[illegible]ierte und den Ruf des elegan[illegible]e genießt. Hier sind die Schlafg[illegible]n beträgt, ziemlich permanent [illegible]tt oder doch eine Ottomane.

Einer[illegible] wir auch einem regulären [illegible]h in der Hofenedergasse befind[illegible]ßen Saale stehen hier dreißig Be[illegible]änden, die einfach, aber reinli[illegible]chlafgeld ist ebenso hoch als in[illegible]n, doch finden hier nur bevor[illegible]Das Quartier steht unter der [illegible] Aufsehers, der die ganze Nac[illegible]hat.

— — — [illegible] — — — — — —

Nun, [illegible] einige dieser Asyle kennen gele[illegible]einem der Quartiere mehrere Ta[illegible]auch von seinen Bewohnern eine Vorstellung machen zu können. Ich wählte zu diesem Zwecke ein Haus in der Floßgasse, von dem man mir sagte, daß seine sämtlichen Wohnungen Massenquartiere sind und daß eines von ihnen, das im Parterre liegt und seinen Eingang direkt von der Straße aus hat, oft über hundert Personen beherbergen solle.

In diesem Asyl wollte ich mich einquartieren.

Einer der Mieter, den ich früher kennen lernte, machte mich aufmerksam, daß die Leute, um hier nächtigen zu können, oft drei bis vier Tage nicht schlafen und auf den Straßen herumirren, um so die nötige Bettschwere zu erlangen, die sie gegen die furchtbare Ungezieferplage und die unerträgliche Atmosphäre unempfindlich machen muß.

Es war Mitte Dezember, als ich eines Abends in diesem Hause um ein Nachtlager vorsprach. Ich wurde in einer dunklen Küche von einem buckligen alten Mann mit einem würdigen weißen Bart empfangen, der mir mißtrauisch begegnete.

„Such'n S' a Quartier?" fragte er mich endlich in einem durch Leopoldstädter Jargon beeinträchtigten Wienerisch, obwohl ihm der Grund meines Erscheinens vom ersten Augenblick an klar sein mußte.

„Wollen Sie a Bett allan?"

„Wann's geht," antwortete ich und war, da ich ja die Verhältnisse in diesem Quartiere kannte, über diese Frage, die sonst sonderbar erscheinen mußte, keineswegs erstaunt.

„Dreißig Kreuzer kost' die Nacht, und wenn Sie sich werd'n waschen wollen in der Früh, drei Kreuzer für a Handtuch und a Saf," schloß er seine Auskünfte. „Und dann mach' ich Ihna noch aufmerksam, wenn Sie vielleicht haben zu tun mit der Polizei, gehn Sie lieber gleich weg, sonst werd'n Sie da nicht alt werden."

Diese letzte Ermahnung war mit fast väterlicher Freundlichkeit vorgebracht.

Ich beruhigte den Besorgten so ungezwungen als möglich, worauf er mich aus der Küche, deren einziges

Bett der Familie des Eigentümers als Schlafstelle dient, und außer dem Herde und an der Decke hängenden Fetzen keinerlei Einrichtung aufwies, in ein Kabinett. Dort saßen auf einem [illegible] Frauensperson in der Dunkelheit [illegible] Eintritt fuhren sie erschrocken

Wir [illegible] schmalen Gang und gelangten [illegible] Quartier, einem großen Zi[illegible] nebeneinander ausgebreiteten [illegible] Personen auf dem Boden lag [illegible] Wänden mehrere Betten an [illegible] die zu zweien und dreien Mä[illegible] ten.

Im [illegible] mpe, die hoch oben in einer E[illegible] war die einzige Beleuchtung - [illegible] gen der Menschen genau sehe[illegible]

Lebh[illegible] Als wir eingetreten waren. M[illegible] gegenseitig an.

Der Wirt [illegible] über die am Boden Liegenden hinweg und trat an eines der Betten heran, in dem zwei Personen lagen.

Näher tretend, sah ich eine an die Wand gedrückte, vollständig angekleidete Frauensperson und neben ihr einen ausgekleideten älteren, breitschultrigen Mann, der ihr zugewendet dalag. Die beiden schliefen anscheinend.

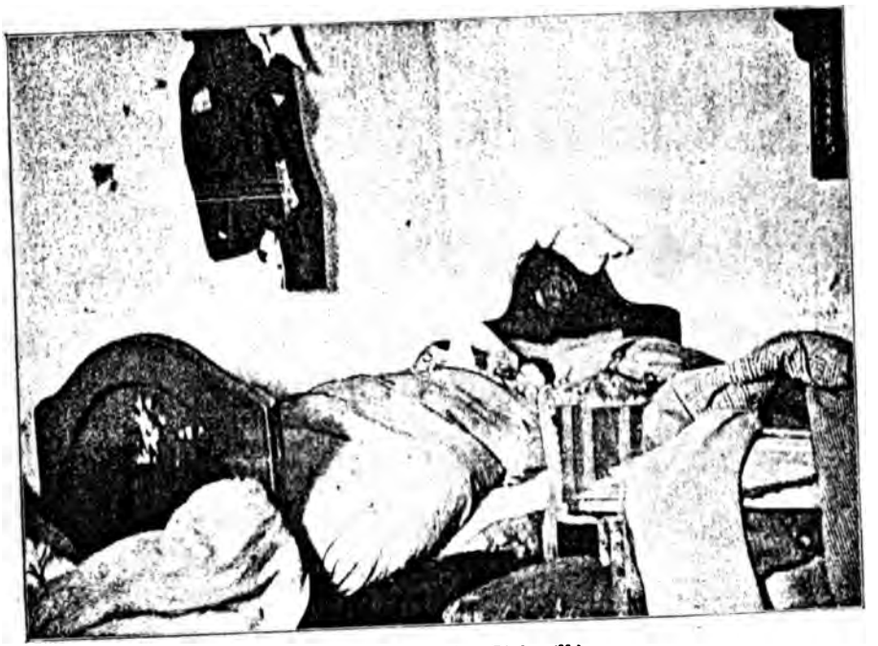
Der Quartierbesitzer faßte den Mann bei der Schulter und rüttelte ihn.

„Sie, Ramser, was machen Sie da? Nicht gezahlt haben Sie mir schon vier Täg'. Ich bin doch nicht

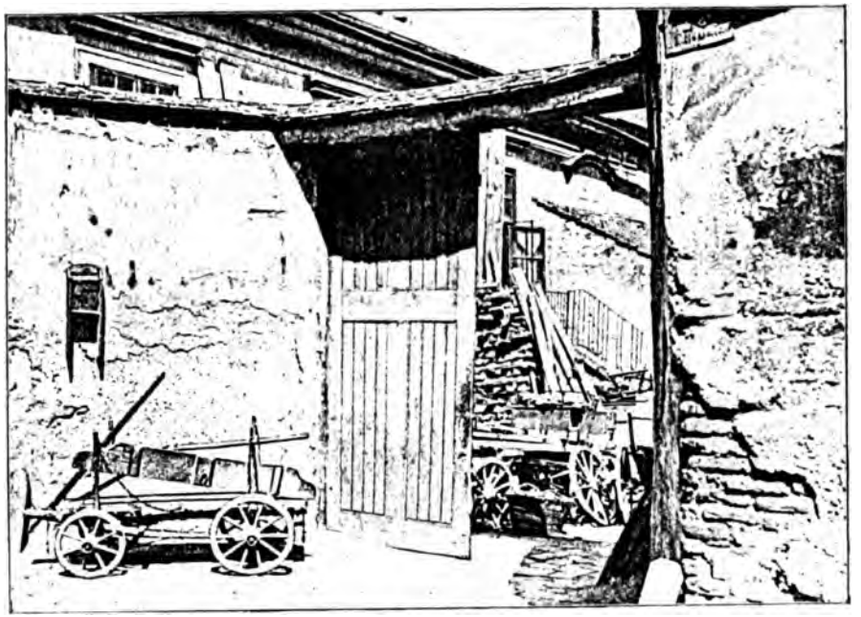
Aeußere Ansicht des Nachtasyls in der Kleinen Schiffgasse.

Das Nachtasyl in der Kleinen Schiffgasse.

Detailansichten des Asyls. (I.)



Detailansichten des Elgis. (II.)



1. Hof in einem Massenquartier.

à Millionär, daß ich kann warten auf mein Geld, bis Sie à Hausse werden haben. Steigen Sie gefälligst herunter vom Bock und suchen S' Ihnen unten an Platz, wenn Sie an finden. Und Sie, Fräulein" — er stieß das Mädchen an, das sich seufzend umwandte — „für zwa Sechserln hab ich kane eigenen Betten. Außer der Herr hat nichts dagegen, daß Sie dableiben," wandte er sich in ironischem Tone fragend an mich.

Ich antwortete nicht. Am liebsten hätte ich sie beide auf ihrem Platz gelassen und mich selbst auf den Boden gelegt, doch fürchtete ich, durch die so geübte Rücksicht bedenklich zu erscheinen.

Der Mann streckte und dehnte sich noch eine Zeitlang und knurrte unverständliches Zeug, bevor er unwillig von dem Bette herabstieg, während das Mädchen sofort behende über ihn hinwegsprang, sich gleich neben dem Bett auf die Erde legte und sich in ein Tuch wickelte.

Der Mann streckte sich dicht neben ihr aus.

Diese Szene hatte sich fast von allen unbemerkt abgespielt. Noch immer hielt die laute Unterhaltung an, nur unterbrochen von lautem Gähnen und dem monotonen Singsang eines Betenden.

Ich hatte mich, natürlich ohne ein Kleidungsstück abzulegen, auf das Bett geworfen, dessen Polster aus alten Fetzen bestanden, über die ein rotgestreiftes, schmutziges Kattun gebreitet war. Eine Decke gab es überhaupt nicht.

So lag ich mit offenen Augen da, von Zeit zu Zeit den Atem anhaltend, da diese fürchterliche Luft mir Schwindel verursachte. Alles um mich herum war ein

Wuſt von Menſchen, Fetzen und Kehricht. Wie ein ungeheurer Schmutzknäuel ſah das Zimmer aus.

Knapp unter mir lag das Mädchen, bis zur Stirn in ein braunes Tuch gewickelt, ein ſchlankes, zartes Figürchen. Aus dem Fetzenwerk hervor quoll ihr reiches, aber vernachläſſigtes blondes Haar.

Eine Zeitlang verhielt ſie ſich ganz ſtill, dann aber wickelte ſie ſich nervös aus ihrer Hülle und warf einen ſcheuen Blick hinter ſich.

Feſt an ſie gelehnt, Arme und Beine eingezogen, lag wie eine Kugel ihr früherer Bettnachbar.

Nun zwinkerte ſie zu mir empor. Sie ſchüttelte den Kopf, daß die Haare flogen und als ſie ſah, daß ich noch wach war, zog ſie den Oberkörper ganz aus dem Tuche und ſetzte ſich halb auf. Sie neſtelte an ihrer Bluſe, die geöffnet war und die ganze Bruſt und den Nacken offen ließ. Dabei ſah ſie ohne Scham zu mir empor, mit kleinen glänzenden Augen, deren Farbe ich nicht zu unterſcheiden vermochte. Sie neigte leicht den Kopf und verharrte in dieſer Stellung.

Ich rührte mich nicht, und es verrannen Minuten, in denen ſie mich regungslos und unverwandt anſtarrte. Nur einmal wandte ſie den Kopf, als ihr Nachbar ſeine große klobige Hand wie eine Tatze auf ihren Schoß legte.

Um dieſer mich eigentümlich berührenden Situation ein Ende zu machen, ſchloß ich die Augen und ſtellte mich ſchlafend. Als ich jedoch nach einiger Zeit wieder aufblickte, ſah das Mädchen noch immer zu mir herauf. Sie war anſcheinend im Begriff, ſich die Schuhe auszuziehen

und zog die Kleider hoch, wobei sie sich mit dem Unterrock die Beine rieb.

Alles dies tat sie mit auffallender Langsamkeit, ohne ein Auge von mir zu wenden.

Das Gespräch der Leute war allmählich verstummt und Schnarchen und Aechzen war jetzt vernehmbar.

Jemand sprang auf, lief im Hemd durchs Zimmer, stieg auf eine Bettkante und pustete die glosende Küchenlampe aus.

Gleich darauf verstummte die Unterhaltung und Stille trat ein.

Ich machte mich gefaßt, eine qualvolle und schlaflose Nacht zu verbringen. War es Einbildung oder Tatsache, ich vermeinte auch schon zu spüren, daß das Ungeziefer sich meiner bemächtigte und warf mich auf meinem wenig beneidenswerten Bett gepeinigt hin und her.

Dennoch ertappte ich mich in kurzer Zeit später im Halbschlaf.

Durch einen heftigen Krach fuhr ich empor. Ich vernahm Geräusche wie von Schritten und von schlürfenden Bewegungen am Boden.

In allen Winkeln schien es lebendig geworden zu sein.

Unterdrückte Rufe hörte ich, hastig geflüsterte Worte, bald aus dieser, bald aus jener Ecke.

Ich glaubte zu träumen und erhob mich halb.

Da wurde die Tür aufgestoßen und ein halbangekleideter hochaufgeschossener junger Mensch, mit einem bleichen, intelligenten Gesicht, eine Kerze in der Hand, trat auf leisen Sohlen ins Zimmer. Er verdeckte das Licht

mit der Handfläche, während ſeine Augen mit angſtvollen Blicken am Boden ſuchten.

In dem ſpärlichen Lichte der flackernden Flamme ſah ich mehrere Liebespaare, die ſich in Umarmungen auf dem Boden wälzten. Den Eintretenden empfanden ſie keineswegs als Störung.

Der junge Menſch ſtieg zitternd über die am Boden Liegenden hinweg, näherte ſich dem Mädchen, das knapp unter meinem Bette ihren dicken Nachbarn umſchlungen hielt.

„Marie!“ rief er mit matter Stimme, „Marie . . ., um Gottes willen, Marie!“ Er ſchluchzte auf und ſtammelte in kläglichem Tone. „Schau, Marie . . ., ſei gut zu mir . . ., morgen habe ich ja wieder Geld. Marie, komm Marie . . ., ſei nicht ſo zu mir, Marie . . ., Marie . . ., Marie!“

Die beiden rührten ſich nicht.

Jemand lachte gröhlend auf.

Einen Augenblick ſchien es, als ob ſich der jammernde Menſch auf die beiden ſtürzen wollte. Er beugte ſich vor, hielt aber dann inne und ſtolperte taumelnd zur Türe wieder hinaus. — — —

Es wurde endlich Tag. Wie ertappt vom Morgen, ſchlichen ſich die fröſtelnden Bettgeher aus dem Zimmer. Es wurde nur wenig geſprochen. Alles flüchtete aus dem Aſyl, ſuchte nach genoſſenem Schlaf ſo raſch als möglich dieſer furchtbaren Luft zu entkommen.

— — — — — — — — — — — —

Nachmittags kam ich wieder. Es waren nur einige Leute da, die auf den Betten herumlagen und aßen.

Auch der blaſſe junge Menſch war anweſend. Ich

hörte, wie man von ihm sprach und ihn den „Bettelstudenten" nannte.

Er saß rittlings auf einem Küchensessel, stützte sich auf die Lehne und sah auf das düstere Viereck eines Lichthofs hinaus.

Ich gesellte mich zu ihm und sprach ihn an. Er antwortete langsam mit schwacher Stimme, schleppend und stockend, als habe er eine schwere Zunge.

Dabei schloß er die Augen und kniff die Lider zusammen, als kämpfe er gegen einen seelischen Schmerz.

„Sie sollten sich das nicht so zu Herzen nehmen," bemerkte ich zu dem „Bettelstudenten".

„Ach ja, Sie haben recht," antwortete er, „aber es überwältigt mich. Wirklich, es gibt so merkwürdige, glückliche Menschen. Sie kommen und gehen und nichts . . Sie fragen nicht und staunen nicht, sie erscheinen und sind schon gewitzigt . . Ich kann das leider nicht. Gut, sie ist eine Dirne. Sagen Sie mir das zehnmal, hundertmal: Sie gehört dem, der ihr für eine Woche das Quartier bezahlt. Gut, sie ist eine billige Dirne. Ich kann sie ja doch nicht aufgeben und jedesmal, wenn ich sie wieder in den Armen eines andern finde, packt es mich und ich erschrecke von neuem und empfinde ein furchtbares Weh, als wäre es mir zum erstenmal widerfahren."

Er schwieg jetzt und riß die Augen jäh auf, in denen ich einen Funken des Wahnsinns irrlichtern sah.

„Ach Gott, warum bin ich zu schwach für ein Verbrechen? . . Ich hab' nicht einmal Kraft zur Wut und Empörung, warum habe ich keine gesunden Knochen und lauter Vorurteile?"

Ein Huſtenanfall unterbrach ſeine Rede. Er beugte ſich nach rückwärts und würgte an dem heiſeren Bellen, das ſeinen Körper ſchüttelte.

„Wiſſen Sie, wie glücklich die Menſchen ſind, die vielen, die im Leben Erfolg haben? Die ſich biegen und beugen und vorwärtstauchen und ihre Masken praktiſch wechſeln? Si nen und ſchleichen ihren Weg, l eruch nach. Und während ich etzen über dieſes Leben, ſagen die Welt gerade recht, wie ſie ſie beirren. Fällt ein Zufall a u, ſie verderben nicht, die Nü um Pfennige ein ganzes Men m ſie haben die Fähigkeit und e."

Immer eher, ſie drängten ſich durch das ir ſaßen, in den Schlafraum.

Der St ging ihnen nach, und legte ſich en meinem Bett, die ſie geſtern

Ich wa te und folgte ihm und warf mi derkämpfend, auf meinen Schla[illegible].

Aber es geſchah nichts.

Allmählich füllte ſich der Raum, lebhaftes, lautes Geſpräch wurde geführt und der kleine Wirt eilte geſchäftig zwiſchen den Liegenden herum, nahm Geld in Empfang und hielt ihnen, aus einem Stückchen Papier, das er in der Hand hielt, ihre Schulden vor.

Die Lampe war schon längst verlöscht, als der gestrige Liebhaber der Marie kam. Er forschte im ganzen Zimmer nach ihr, warf sich aber dann gleichmütig neben dem Studenten nieder.

Dann vergingen wieder Stunden, in denen sich nichts ereignete.

Marie kam nicht.

Ich wälzte mich schlaflos auf meinem Lager.

Plötzlich hörte ich — es mußte schon gegen Morgen sein — wie der Student, zu seinem Nachbar gewendet, eintönig auf ihn einsprach. Ich horchte angestrengt hin, konnte aber die Worte nicht verstehen.

Endlich rief der Nachbar des Studenten laut:

„Verruckt's Luada, hätt'st ausstudiert und hätt'st 's eahna nacha zagt. Jetzt tuast bell'n! Wer verint'ressiert si denn für so an toten Hund?"

Seine Worte klangen zynisch und stechend.

„Ach, Ihr seid alle nicht einen Groschen wert . .," sagte der Student. Er sprach wieder schleppend und stockend wie im Fieber. „Ihr fühlt ja die Gemeinheit dieses Lebens nicht . . und wenn Ihr sie fühlt, wißt Ihr es nicht auszudrücken . . Das ist ja das Unglück."

Sein Nachbar schien aber bereits zu schlafen. Er atmete gleichmäßig und schlürfend.

Der Student jedoch, als hätte er dies nicht bemerkt, fuhr fort, zu ihm zu sprechen.

Seine klanglosen Worte lösten sich schwer von seinen Lippen und es war, als ob sie im Raume herumwandern würden, traurig darüber, daß sie keinen Ausweg fanden.

„Dieser russische Monsieur Maxim ist ein Esel . .

Warum ſchreien denn die Leute in ſeinem Nachtaſyl? . . . Haſt du mich ſchon einmal ſchreien gehört . . Wäre mir ja um die Kehle leid. Ich kann auch nicht, wenn ich auch möchte. Und dann . . wer hört einen denn? . . wer hört einem denn

„Und ein. Warum haſt du mir geſter geben . . haſt doch zehn gehabt n. Und ich . . , ich hab' mir in lber teilen möchteſt du mit dem 's hergeben . . du Tier! . . .

„Alle ſ etze für Menſchen . . weil ſie ſich zu haben . . Was ſie auf ihre afte Reklame . . . daß Menſch Wirklichkeit gibt es nur drei E e Freude haben . . die Sinnlichk n Nebenmenſchen mußt du v achtet, ſo lang du lebſt."

Die le ent mit ſo durchdringender St benmann erwachte.

„Halt's Maul, laſſ' am a Ruah. Mit dem Sempern[1]) wird's a net beſſer. Leg' dich hin und kuſch."

„Ich will nicht kuſchen," ſchrie jetzt nach einer kurzen Pauſe der Student kreiſchend auf.

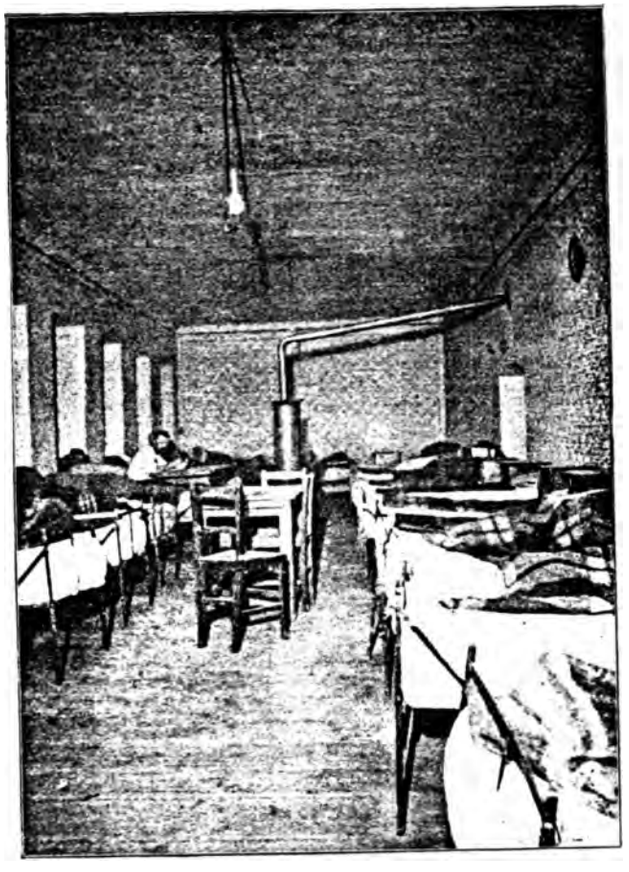
„Ich will nicht kuſchen. Es iſt entſetzlich! entſetzlich! Ich muß ſchreien . . , ſchreien, damit ſie mich hören . . , damit ſie uns hören!

[1]) Reden.

Schlafraum in der Haidgasse.

Die Besitzerin eines Massenquartiers.

Ein Idyll.



Ein reguläres Quartier in der Hofenedergasse.

Außenansicht eines Massenquartiers in der Flossgasse.

Das Quartier in der Floßgasse.

Der Schlafraum in der Küche.

Der größte Schlafraum in dem Asyl in der Flößgasse.

Dem Toben eines Wahnsinnigen glich das Gekreisch des Studenten, dessen Gesicht zu einer Fratze des Entsetzens verzerrt war.

Im Zimmer wird es lebendig. Verschlafene Stimmen rufen hin und her:

„Wer macht denn so an Bahöl?!“ [1])

„Ah, der verruckte Student is's!“

„Stopft's eahm die Papp'n, den Hund!“

„A Ruah will i ham!“ rief jemand, alle anderen übertönend.

„Ruhe wollen sie haben!“ . . lachte der Student hysterisch auf. „ . . Ruhe, Ruhe.“

Aber schon hatten ihn zwei Bettgeher erfaßt, knebelten ihm blitzschnell den Mund und banden ihm wortlos die Hände auf den Rücken.

Einige Minuten später schliefen alle, als habe sich nichts ereignet.

Im Zimmer war es jetzt ganz still. Nur hie und da stöhnte jemand oder sprach ein paar Worte im Schlaf.

Durch die schmutzigen Fenster fielen jetzt die ersten kalten Sonnenstrahlen. . . .

[1]) Lärm.

Anhang.

Die Griaslersprache.

(Die Kundensprache.)

Die gebräuchlichsten Ausdrücke, zusammengestellt unter Benützung der Angaben von Josef Weber.

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Abschaffung = Siphon, Weisl, 'n G'spritzten	
anschauen jemanden = Pris nehm en	Nimm dir a Pris
Anteil (Halbpart) = Schab	ıab) machen = auf arbeiten.
Arbeit = Nagel	
Arbeitshaus = Beiss, Zuwag'	kl ('s Tragl, Zuwag') er wird ins Arbeits-
Arbeitshäusler = I Zwänger	egeben (Zwangsar- ılt in Korneuburg)
Arrest = Häfen	
aufsperren = tscho	
Augenpaar = Gug	
Augen, die = Glun	
auskundschaften = dowern	
Abwesende, der = der Kopf	
anrempeln = anfliegen	
aufgedonnert = pamsti	Der ist pamsti = Der ist auf- gedonnert.
abräumen = ramschen	
Anteil, um den, betrügen = blitzen, Grün angeben	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Bäcker = Kipfelschmied	
betteln = papeln, aufreissen, talfen	
Bierglas = Kochl	
Bauer = Kaffer	Muz'n = Unbeholfener Landbursch
Brot = Lechum, Bims, Hanf	
Bankier = Moosmeier	
bitten = schwafeln	
Bett = Stranz'n	
Café oder Gasthaus = Tschoch	
Courage, keine Courage haben = Z'ruckschiab'n	
Coup, ein gelungener = a Riss, a Schub	
dazu = zuwi	Wink eahm ani zuwi! = Gib ihm eine Ohrfeige!
Denkzettel = Stoss	
denunzieren = wamsen	
Dokument = Flebbe	Der Deckel hat mi g'flebbt = Der Gendarm hat meine Papiere nachgesehen
Diamant = Briller	
Detektive = Kiberer	
demoralisiert = z'müllt	
Dirne, eine reisende Dirne = Musch, Tippelschickse	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Dummkopf = Pferscher	
Einbrechen = schränken. Mode machen, a G's	
„Elektrische" = D	
ermorden = ham	
eingeliefert werden werden, einfall hen	
Elegant, ein (au Wachmann) =	n Spuckerl, wia a uns ? = Bemerkst du den ann, wie er uns fixiert?
entweichen = sch gehn, paligehn	
erpressen = auffih	
Egoist = Lauser	
erkundigen = ausk	
Essen, das = der	
Eisenbahn = Schi	
Fallen = Bretzenreissen, Radlschlagen, Sternreissen	
Falle = Fliag'n	
Feigling = Weh	Du bist a schön's Weh = Du bist ein Feigling
Furcht = die Gäns, die Federn	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Friedhof = Viereckl	
Fuß = Taz'n	
Friseur = Verschönerungs-ingenieur	
Gelegenheit = Heines	Jetzt is „Heines" = Die richtige Zeit
Gefäß — Arschenal	
geh fort von mir = reiss pali, ziag o'	
Geliebte = Katz, Flugerl	
Geldbörse = Jokl, Hiasl, Fleck, Mariedl	
Geld = Gerst'n, Moos, Kies, Schotter	Moosmeier = einer, der viel Geld besitzt
gut (gelungen) = dös is Leinwand, dös is presst, dös is g'riss'n, duft	Neger = einer, der nichts besitzt
Gesellschaft, eine = das Bandl, die Platt'n	
Geständnis entlocken = auskail'n	
Gendarm = Deckel	
Gehalt (Verdienst, Lohn) = Pacht	
Gewaltakt, einen machen = an Scharfen machen	

Ausdrücke der Kundenſprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Gerichtsſaal = Knastmagazin	
Geizen = Rotzen	
Geld beſitzen = weiss sein	
Geſicht, das =	h dö Bahnung z'niacht
Gulden = Stan	n habe ich das Geſicht ıgen
Hausmeiſter = H	
Hemd = Staud'n	
Hoſe = Bopf'n	
Hehler = Passer	
Halsbinde = Kr	
Haſardſpieler =	
Hiebe austeilen = schänken, na	
Heimatſchein (Af	n = falſches Aſylbuch
Hineinſtechen = spritzen	
Hunger = Kohldampf, Luft, Moder	Kohldampfschieben = hungrig ſein
Hungrig — ausgrast	
Herabgekommen = im Bruch, Valat, znepft.	
Hut = Obermann	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Hundefutter (das von Vagabunden gekauft wird) = Schränz	Spiess' eini, vielleicht kriagst Schränz = Geh' hinein, vielleicht kriegst du Hundefutter
Idee = Knadaster, Gneister, an Pris	Hast an Knadaster (Gneister, an Pris?) = Hast du eine Idee?
ignorieren = anhust'n	
Jahr = Pfund	Wia viel Pfund hast denn g'fasst? = Zu wie viel Jahren bist du denn verurteilt gewesen?
Jackett = Schestwender	
Juwelier = Fuchserer	
Kalt = Küls	
Kamm = Rechen, Anchen	
Kreuzer = Tabanari, Netsch, Tupf, Tippel	
Köder, ein = a' Rutsch'n	
Kopf, der = I-Tüpfl, Häf'n	
Kopftück = Scherzel	
Karten = Hadern	
Kleiden bekleiden) = schainen	
Kegelbahn = Rundl	
Klavier (oder Harmonium) = Wanzenquetschen	
Kette, Uhrkette = Zug, Strang	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Kleingeld = Ries	
Lüge = Schmäh,	
lügen = greansch	
Lumpensammeln =	
Laibchen (um 2 Kr	
Landesgericht =	oder Krimreiter =
Langschläfer = L	der ins Landesgericht
Landstreicher, L Talfer	
Landgemeinde =	
Landstreicher (der hat) = Linkn	hass = dieses Dorf fährlich (ein scharfer ft)
Leute, Zuschauer = die Köpf	
lostrennen sich = o'beut'ln.	
Mageres Individuum = G'selchter, Banener	
Messer = Mann, Spritz'n	
Meßner = Kirchentschari	
mit Mädchenreizen spielen = bebriesen, abgailen	
müde = matsch	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Mundharmonika = Fotzhobel	
mittellos = schwarz sein	
Monat = Meter	
Mahlzeit = Hagler, Hagelputz	
Mahlzeit verzehren = hageln	
Nachgeben, zu Kreuz kriechen = Leimsieden	
nehmen, etwas = ramschen, flachen	
nobel = schmissig	
Name = Schelm	I hob an linken Schelm angeb'n = Ich habe einen falschen Namen angegeben
nichtstuen = batzen	
Ohrfeige = Schuss, Lettn	Gib eahm a Lettn, Reiss eahm an Schuss = Gib ihm eine Ohrfeige
Physiognomie = Treantsch'n	
Prostituierte = Zauck, Gschaml, Riefel, Zenkl	
Postsendung = Schiff	
Pfarrer = Goloch	
Provinzleute = Hirsch, Hörndler, Wuk	

Ausdrücke der Kundenſprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Polizeiſpitzel = Scl	
pockennarbig = g' g'naht	
Quartiergeber = l	
Raſch nehmen = fa	palisier = nimm es
Razzia = Züli, d'	d verſchwinde
reden = ſchmalern	
Ring = Gattern	
Schlafen = pilsel grundeln	
Schlafende berauben = neaaern, o'stiar'n	
Schub = Trab	Er geht am Trab = er wird per Schub geſchickt
Schubwagen = Heinrich	
ſchlecht machen bei jemanden = anlahna	
Spiegel = Blend'n	
Strafhaus Göllersdorf = Pellendorf	
Schlüſſel = Tatel, Tschocherer	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
Staatsanwalt = Schmalztiebler, Beissjanker	
Stampiglie = Zink'n	
Schreiben, das = Gsiberl	
Schreiben = felbern	
Sprechen = schmalern	
Spielkarten = die Ha oder die Harl'n	
Schuhe = Böck	
Skandal = Murrer	An linken Murrer machen = Einen Skandal provozieren, um bei dieser Gelegenheit zu stehlen
Sacktuch = Gat'n	
Spital = das Begerische	
Schlecht = Kreuzlink, Link	
Sperrhaken = Datteln	
Schmutz = Antiqua	
Schneider = Sardellenreiter	
Schuster = Zwek	
Türschloß = Hund	
taschelziehen = seebachern, schliebern	
trinken = pritscheln, tschechern	Tschecherer = Tropfbiersammler Turner = eine Art Betrunkenheit

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
töten = kalt mache	
Teeanstalt = Gwas	
Unbescholtene = Frar furter	nker Pistl = einer, h nicht vorbestraft ist
übervorteilt werden sein, der Hängl	Hängl ist jeder, der teilt wird und den n hat
übernachten = turn	
übernachten im Fre machen	
Uhr = Ratschen	hen = Goldene Uhr
Unterstandsloser, I Bärsch	
Ungeziefer, mit Ungeziefer ... laden sein = resch sein	
Versetzt = Verhängt	
Versatzamt = Tante, Hängamt	
vermuten, viel Geld bei jemandem = do stockt was, do sitzt was, do pickt was	
Virginia = Wetscherl	
Vereinigung = Trust'n, Platt'n, Kart'n	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
verschwinden = test'n	Ramsch den Pacht und test ma = Nimm das Geld und verschwinden wir schnell
verletzen, schwer = A Quint drah'n	
vorzüglich (sehr gut) = 'presst	
verkaufen = verpassen	
verschwinden lassen = verkümmeln	
viel — A Metzen	
Wahn = Sprek	An Sprek hab'n, antapft sein = mit Wahn behaftet sein
Weib = Krätz'n, Rippe, Würstl	A' harb's Ban = ein fesches Weib
Weib, ein zart besaitetes = Hunderl, Katzerl	
weich = letschert	
Wind = Blasius	Der Blasius is küls = Der Wind ist kalt
Werkhaus = die Hütt'n	
Wachmann, der = Putz, Höhmann	
Winterrock = Joschi (Joszi)	
Wärmestube = Gunkerquarzhalle	
Wohnstätten = Straunzierungen	
zahlen = blech'n	

Ausdrücke der Kundensprache	Anmerkungen u. Redewendungen
zechprellen = an Hechten schlag'n, an Prinzen scheib'n	
Zigarrenreste = Motschka	
Zigarette = S	geh'n = Zigaretten-neln auflesen gehen
Zigarettenstum	
Zimmerfrau =	
Zuhälter = H	
zustecken = rei	
Zigeuner = Sc	
Zeitung = Le	

Redensarten.

Dö Trust'n is z'strat. Der ane stockt in da Krim, da andre pickt in da Beiss, a paar san in da Hütt'n, da G'flickte hoselt erst sein Knast. — Der Bund der Griasler ist zerstreut. Einer sitzt im Landesgericht, ein anderer im Arbeitshaus, etliche sind dem Werkhause überstellt, der Blatternnarbige wartet in der Untersuchung auf seine Strafe.

*

Wannst einfallst, verramsch dös Heu 'presst, damit' d' wos z'döbern host. — Wenn du arretiert wirst, verstecke den Zigarettentabak gut damit du „drinnen" etwas zum rauchen hast.

*

Nimm da an Pris von den Flugerl, was die für Kren aufreisst, ihr'n Haber gibt s' grean. — Nimm dir ein Beispiel von dem flatterhaften Mädchen, was die (vorübergehend) für Männer verlockt. Von dem Sündenlohne erhält der Zuhälter nichts.

*

Der hot an schwar'n Zug, bei dem sitzt wos, verreiss'n ma 'n und räst'n man o. — Der hat eine teure Uhrkette, locken wir ihn wohin und berauben wir ihn darum.

*

Grean is d'Schmier, geht's pali, ziagt's o, sö hab'n an Gneister von unsra Straunzen. — Verrat! Die Polizei! Gebt Fersengeld, sie haben eine Ahnung von unserem Nachtlager.

*

Luftg'selchter, schlog a Radl in's Pfeifenröhrl und batz di drin, damit die dö Höh net gneist. — Dürrer Griasler verſchwinde, damit dich die Polizei nicht findet.

*

Verramsch dö Putz sticht auf uns.
Wann er's gneist bein erſteck die Dietriche,
der Wachmann fixier werden, würde es
uns ſchlecht gehen.

Griss'n is's je erreisser blitz'n ma,
dö presste Dali g'hör jetzt teilen wir, den
Aufpaſſer betrügen Beute gehört uns.

Hänk ma, da rt. — Laufen wir,
der Beſtohlene ahnt eift nach der Uhr
(die wir ihm genom

Raun da dös li stad, oba do 'presst,
sie geht am Schottere e, ſie iſt von den
Kleidern herabgekon . Sie geht nach
Männern aus.

Auf da Höh' hob'n s' mi in da Reiss'n g'hobt, sö hob'n mi auskailt, ob i kan Pris hob' von den letzt'n Schränk, der g'schmiss'n is wurd'n. — Im Sicherheitsbureau haben ſie mich ausgefragt, ob ich nichts weiß von dem letzten Einbruch.

*

Wann d'Kimm und d'Höh' nöt war'n, dös war a presst's Griasl'n, oba a so moch'n uns d'Bestigen dös Kräutl drein. — Wenn die Läuſe und die Polizei nicht beſtünden, das wäre ein freies Leben. Aber ſo machen ſie uns einen Strich durch die Rechnung.

*

Kaum dass ma si vom Pfiff o'beutelt und si dö Cugorell'n riebelt, stösst am schon a Höhmann auf's Gradi. Wann ma g'schaint wa und net z'begelt, hätt'r a kan Pris, dos ma a Pfiffpagat is. — Kaum, daß man aufſteht und ſich noch die Augen reibt, beanſtändet einem ſchon der Wachmann aufs Geratewohl. Wenn man beſſere Kleider hätte und nicht ſo herabgekommen ausſehen würde, hätte er keine Ahnung, daß man ein Unterſtandsloſer iſt.

7[illegible]/79
[illegible]

Inhalt.

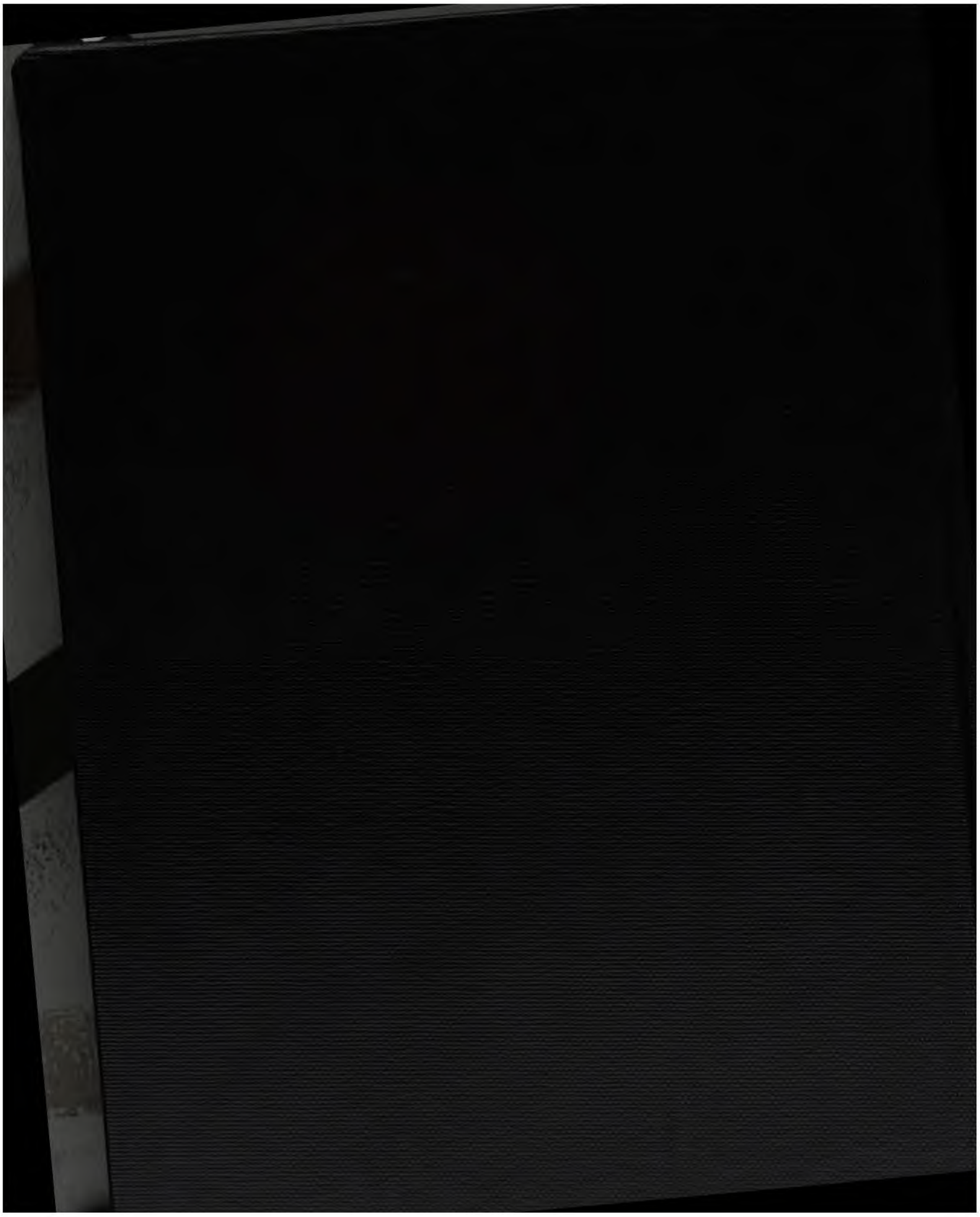
	Seite
Vorwort von P	1
Vorwort des V	5
Ein Nachtstück	7
Im Sammelka	27
Quartiere im V	55
Eine Nacht im	73
Taschendiebe	83
Wärmestuben	93
Im Ziegelofen	103
Generalien und	115
Bei der grünen	133
Massenquartiere	145
Anhang: Die G	163

Gedruckt bei Karl Groák, Wien, III. Beatrixgasse 14.

B5 159ST2 53 005 BA 6044

Stanford University Libraries
3 6105 039 190 884

DATE DUE

OCT 03 1991 — ILL			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305